

Rezensionen

Michael Menzel: Die Zeit der Entwürfe
1273 – 1347 249

Eva-Bettine Krems: Die Wittelsbacher und
Europa. Kulturtransfer am frühneuzeitlichen
Hof 250

Stefan Pongratz: Adel und Alltag am
Münchener Hof. Die Schreibkalender des
Grafen Johann Maximilian IV. Emanuel von
Preysing-Hohenaschau (1687 – 1764) 252

Achim Fuchs: Einführung in die Geschichte
der Bayerischen Armee 255

Thomas Weidner: Rumford. Rezepte für ein
besseres Bayern 256

Ivo Schneider: Joseph von Utzschneider 258

Hartfrid Neunzert (Hg.): Herkomer.
Meisterwerke im Großformat 259

Alexander Bastek und Anna Marie Pfäfflin
(Hg.): Thomas Mann und die bildende
Kunst 261

Thomas Forstner: Priester in Zeiten des
Umbruchs. Identität und Lebenswelt des katho-
lischen Pfarrklerus in Oberbayern 1918 bis
1945 263

Dietmar Grypa: Fremdarbeiter und Kriegsge-
fangene im Werk Burghausen der Dr. Alexan-
der Wacker Gesellschaft für elektrochemische
Industrie (1940 – 1945) 264

Susanne Wanninger: »Herr Hitler, ich erkläre
meine Bereitwilligkeit zur Mitarbeit.« Rudolf
Buttmann (1885 – 1947), Politiker und Biblio-
thekar zwischen bürgerlicher Tradition und
Nationalsozialismus 266

Winfried Nerdinger u. a.: München und der
Nationalsozialismus 268

Peter Fassl/Otto Kettemann (Hg.): Mensch und
Moor. Zur Geschichte der Moornutzung in
Bayern 272

Kreisverein für Heimatschutz und Denkmal-
pflege Landkreis Erding e. V.: Johann Georg
von Dillis, Familie – Leben – Schaffen 274

Alice Arnold-Becker (Hg.): Friedberg.
Grenzstadt am Lech Friedberg 276

Michael Menzel: Die Zeit der Entwürfe 1273 – 1347 (Handbuch der deutschen Geschichte 7a), 2. völlig neu bearb. Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta 2012

L und 332 S., ISBN 978-3-608-60007-0, EUR 45,00

Der hier anzuzeigende Band ist für diese Zeitschrift schon deshalb von Interesse, weil in ihm die Regierungszeit Kaiser Ludwigs des Bayern behandelt wird. Im Ganzen umfasst die Darstellung die Herrscherzeiten der deutschen Könige und Kaiser Rudolfs von Habsburg, Adolfs von Nassau, Albrechts I., Heinrichs VII. und eben von Ludwig IV. (dem Bayern). Der Verfasser ist für diesen Band des Gebhardt-Handbuchs bestens ausgewiesen, er leitet die Abteilung »Regesten Ludwigs des Bayern und Friedrich des Schönen 1314 – 1347« der Regesta Imperii und auch die Berliner Arbeitsstelle der Monumenta Germaniae Historica für die »Constitutiones et acta publica imperatorum et regum. Dokumente zur Geschichte des Deutschen Reiches und seiner Verfassung«. Für dieses Projekt bearbeitet er selber einen Zeitraum aus der Zeit Ludwigs des Bayern. Den Titel »Zeit der Entwürfe« begründet der Autor damit: »Überall wurde Altes aufgegriffen, neu und oft sogar sehr kühn überformt, doch fast nichts davon wurde abgeschlossen, das meiste blieb im Entwurf stehen.« In einem Abschnitt unter dem Titel »Landschaften und Herrschaften« werden dem Leser die Strukturen der Zeit erläutert: die Wirtschaftslandschaften, die urbanen Landschaften sowie die Binnen- und Ostkolonisation. Mit der Beschreibung der Hochstifte, weltlichen Herrschaften und des Deutschordensstaat erhält der Leser Einblicke in die staatlichen Strukturen.

Während die Regierungszeiten von Rudolf I., Adolf von Nassau und Albrecht I. unter der Überschrift »Königtum und Fürstenmacht« behandelt werden, wählt Menzel für die nachfolgenden Heinrich VII., Ludwig IV. und den Gegen- und späteren mitregierenden König Friedrich den Schönen die Begriffe »Kaisertum

und Fürstenreich« um deren Regierungszeiten einordnen zu können. Damit wird das Spannungsverhältnis thematisiert, dass die Regierungszeiten der genannten Herrscher, insbesondere Ludwigs des Bayern, bestimmt. Die Suche eines Kandidaten nach dem Tod Adolfs von Nassau in der Konkurrenzsituation zwischen Luxemburg und Habsburg, die Chance des oberbayerischen Herzogs Ludwig, der als neuer Kandidat den Habsburger verhindern sollte, die Doppelwahl von 1314, das lange Ringen und auch Ausweichen der beiden Gegenkönige Ludwig und Friedrich und schließlich der Sieg Ludwigs über den Konkurrenten 1322 in der Schlacht bei Mühldorf sind die Zeichen dafür, dass das Ende der Entwicklung lange offenblieb. Dazu kam der Konflikt mit dem Papsttum, dessen Bann Ludwig traf. Die Gegenstrategie Ludwigs führte zu einer offiziellen Versöhnung mit Friedrich und zu einem Doppelkönigtum beider. Dieses Doppelkönigtum, ein verfassungsrechtliches Novum, führt noch heute bei manchen Historikern zu Erklärungsschwierigkeiten. Die auf den römischen Stadtadel gestützte Kaiserkrönung Ludwigs 1328 brachte für die Verfassungsentwicklung eine »staunenswerte Stabilisierung in Richtung auf ein säkulares Staatswesen«, wie der Autor zutreffend feststellt (176). Mit dem »Rhenser kurfürstlichen Weistum« von 1338 stärkten die Königswähler ihre eigene Position und die des Gewählten gegenüber dem Papsttum. Mit dem »Licet iuris« des Frankfurter Hoftags wenig später wurde auch die Verleihung der Kaiserwürde den Wählern, nicht dem Papst zugesprochen.

Anschließend an die politische Geschichte wird der Leser kompetent über Kirche und Religion sowie über die einzelnen Wissenschaften, die Bildung und die Kunst informiert.

Das Buch bietet einen gut geschriebenen, umfassenden und informativen Überblick über die Epoche von 1273 bis 1347.

Hans-Joachim Hecker, München

Eva-Bettine Krems: Die Wittelsbacher und Europa. Kulturtransfer am frühneuzeitlichen Hof, (Studien zur Kunst 25), Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2012

374 S., ISBN 978-3-412-20810-3, EUR 49,90

Es gibt sicherlich kaum ein Zeitalter, in dem die machtpolitische Position und das herrscherliche Selbstverständnis europäischer Monarchen in ähnlicher Weise ihren äußerlichen Ausdruck in künstlerischem und architektonischem Engagement fanden und finden mussten, als die Zeit von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es war dabei in der Vergangenheit die gängige Vorstellung, dass in der höfischen Kultur des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation in dieser Epoche das bisherige Vorbild der italienischen Adelskultur durch das Modell des französischen Königshofes abgelöst wurde. In ihrer bereits 2008 vorgelegten Marburger Habilitationsschrift, die hier in leicht gekürzter und überarbeiteter Fassung veröffentlicht wird, untersucht die Münsteraner Kunsthistorikerin Eva-Bettina Krems am Beispiel des bayerischen Kurfürstenhofes zur Zeit der Kurfürsten Ferdinand Maria, Maximilian II. Emanuel und Karl Albrecht, ob sich ein solcher plötzlicher Paradigmenwechsel tatsächlich ereignet hat und ob man diesen Wandlungsprozess nicht differenzierter sehen müsste. Die Autorin wählt dabei bewusst nicht den in der Vergangenheit gerne eingeschlagenen Weg, sich an einzelnen Künstler- oder Auftraggeberpersönlichkeiten zu orientieren, sondern hat sich dafür entschieden, ihrer Arbeit das Konzept des »Kulturtransfers«, also der Untersuchung des Prozesses der Übernahme fremder Kulturen, zugrunde zu legen. Eine wichtige Rolle spielt dabei für sie die Analyse zeitgenössischer Quellen, die in der Kunstgeschichte bisher wenig wahrgenommen wurden, wie etwa Gesandtenberichte, Reisebeschreibungen oder Briefe. Diese Quellen werden daraufhin untersucht, wie die kulturelle Situation eines Landes

von außen wahrgenommen wurde, ob sie Hinweise auf einen Kulturtransfer bieten.

Ein erstes großes Kapitel der Untersuchung ist der Perzeption der Kunst Italiens und Frankreichs und der Kommunikation an den Münchener Kurfürstenhof nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges gewidmet. Ausgehend von einer kurzen Beschreibung der politischen Bedeutung der bayerischen Wittelsbacher, die dank ihrer im Westfälischen Frieden erlangten Souveränität eine sehr wichtige Rolle in dem zentralen europäischen Konflikt zwischen den Häusern der Bourbonen und der Habsburger einnahmen, unterstreicht Frau Krems die Notwendigkeit der Informationsbeschaffung über die Situation an anderen Fürstenhöfen durch Gesandte, Agenten und Reisende, die gleichzeitig auch zur näheren Bekanntschaft mit anderen Kulturen und damit zum gegenseitigen Kulturtransfer beigetragen hat. Gelegenheiten zur Wahrnehmung des Fremden boten sich dem bis dahin eher in klosterähnlicher Zurückgezogenheit agierenden Münchner Hof im dritten Viertel des 17. Jahrhunderts vor allem durch die bayerischen Gesandtschaften an den Turiner Hof im Zusammenhang mit der Heirat des jungen Kurfürsten Ferdinand Maria mit der savoyischen Prinzessin Henriette Adelaide 1651/1652, durch die diplomatischen Aktivitäten im Rahmen der Kaiserwahl 1657/1658 und durch die Reisen Herzog Maximilian Philipps in die Niederlande, nach Italien und nach Frankreich in den 1660er Jahren.

Das zweite große Kapitel, das mehr als die Hälfte der Arbeit umfasst, zeichnet vier verschiedene Phasen der Adaption des »Modells Frankreich« im kurfürstlichen Bayern nach. Am Beispiel der Münchner Residenz, die bis in das 18. Jahrhundert hinein nur in ihrem Innern an die jeweiligen Notwendigkeiten angepasst wurde, äußerlich aber nahezu unangetastet blieb, unterstreicht Eva-Bettina Krems, dass die Übernahme fremder Modelle in München nur graduell und partiell erfolgte. Dies arbeitet sie deutlich am Umbau des Appartements der Kur-

fürstin Henriette Adelaide ab 1666 heraus, der aufgrund eines erhöhten zeremoniellen Aufwandes infolge der gewachsenen Bedeutung Bayerns im europäischen Mächtenspiel notwendig geworden war. Vor allem im Schlafzimmer und im Herzkabinett wurden für diese Umgestaltung auch Turiner, also italienische Vorbilder herangezogen. Es ist aber ebenso eine deutliche Orientierung an französischen Beispielen festzustellen, ohne dass diese konsequent und uneingeschränkt umgesetzt wurden. Die Autorin weist in diesem Zusammenhang auf die Vermittlerrolle des savoyischen Herzogshofs hin, der sich eben nicht als rein italienischer Hof verstand, sondern sich schon immer kulturellen Einflüssen Frankreichs geöffnet hatte.

Einleitend zur Analyse der Neugestaltung des kurfürstlichen Appartements durch Kurfürst Max Emanuel unmittelbar nach dessen Regierungsantritt zeichnet Frau Krems die Rahmenbedingungen der frühen Herrschaftsjahre dieses Kurfürsten nach, die durch eine weitaus größere Kenntnis Europas aus eigener Anschauung und durch eine politische Annäherung an den Wiener Kaiserhof gekennzeichnet waren. Sie arbeitet im Folgenden überzeugend heraus, wie der junge Kurfürst durch die Gestaltung seines Appartements trotz aller Modellhaftigkeit, die die französische Königsresidenz Versailles in dieser Zeit zu entwickeln begonnen hatte, eine eigenständige Lösung umsetzte, die sie als »spezifische Struktur des reichsfürstlichen Appartements« (239) bezeichnet: Anstelle der Durchlässigkeit des französischen Königsschlusses steht in München »ein durch die wichtigsten Amtsträger und Repräsentanten des Hofstaats vermittelter Weg zum Herrscher« (233).

Auch das elfjährige Exil, das Max Emanuel im Spanischen Erbfolgekrieg zwischen 1704 und 1715 zunächst in den spanischen Niederlanden und ab 1709 schließlich in Frankreich verbringen musste, und damit der direkte Kontakt des Kurfürsten zur höfischen und adligen Kultur Frankreichs führten nicht zu einer direkten

Übertragung französischer Modelle. Planungen Robert de Cottés für das Schleißheimer Schloss scheiterten bezeichnenderweise. Vor allem an den beiden Beispielen der Schlösser Schleißheim und Dachau zeigt Frau Krems auf, wie ästhetische Modelle Frankreichs durchaus rezipiert, dann aber spezifischen Münchner Bedingungen angepasst wurden, um den hier vorhandenen Macht- und Repräsentationsbedürfnissen zu entsprechen. Bei der künstlerisch-ästhetischen Rezeption französischer Modelle bildete keinesfalls Versailles das alleinige Vorbild, auch die Schlösser der Prinzen und des hohen Adels wurden im Einzelfall als Muster herangezogen.

Auf nur wenigen Seiten wird abschließend die Neugestaltung der kurfürstlichen Appartements der Münchner Residenz unter Kurfürst Karl Albrecht untersucht. Der Sohn und Nachfolger Max Emanuels besaß eine österreichische Erziehung, lehnte sich zunächst eng an den Wiener Kaiserhof an und kannte Italien und Frankreich aus eigener Anschauung. Die Autorin zeigt, dass Karl Albrecht bei der ab 1726 und wegen eines Brandes erneut ab 1730 vorgenommenen Ausstattung der von ihm genutzten Räume in der Residenz in zunehmendem Maß auf eine aktuelle französische Ausstattungskultur zurückgriff, die aufgrund ihrer Modernität, ihres Raffinements und ihrer Luxuriösität die Eignung des Kurfürsten für die Kaiserwürde zum Ausdruck bringen sollte. Aber auch hier sieht Eva-Bettine Krems in der Wahl Cuvilliers zum Ausstattungskünstler eine fortdauernde Distanz zu einer sklavischen Nachahmung des »Modells Frankreich«.

Insgesamt weist die vorliegende Arbeit überzeugend nach, dass die Kultur Frankreichs seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts am Münchner Kurfürstenhof als Modell nur sehr selektiv und als Ausweis einer geschmacklichen Avantgardestellung gegenüber der in München zunehmend präsenten internationalen Adelsgesellschaft herangezogen wurde. Besonderheiten wie der Verankerung des Münchner Hofes in Tradition und katholischer Religion wurde

jedoch bei jeder Modellumsetzung immer Rechnung getragen, wie die äußerlich unveränderte Gestalt der Münchner Residenz und die Beibehaltung überlieferter Raumfolgen bei den kurfürstlichen Appartements ausweisen. Die Autorin kann daher zu Recht konstatieren: »Wirklich ›übertragen‹ wurde das Modell Frankreich am Hof der Wittelsbacher nicht.« (328)

Kritisch bleibt bei dieser sehr lesenswerten Arbeit dennoch zu bemerken, dass sie mit ihrer Titelwahl mehr verspricht, als sie halten kann. Es geht keinesfalls um die Wittelsbacher insgesamt, sondern nur um die bayerischen Wittelsbacher in München. Andere, ähnlich bedeutende Höfe der Wittelsbacher werden, wie der Kölner Kurfürstenhof, allenfalls am Rande mit behandelt oder, wie der pfälzische Kurfürstenhof, völlig ignoriert. Gerade diese Höfe, mit ihrer weitaus größeren Nähe zu Frankreich, hätten jedoch dazu beitragen können, die Kernaussage der vorliegenden Abhandlung deutlich zu unterstreichen oder gegebenenfalls auch zu relativieren. Ohne eine sorgfältige Untersuchung der Situation an anderen deutschen Fürstentümern kann überdies die Münchner Residenz kaum als »das deutsche Reichsfürstenschloss« (330) bezeichnet werden. Kulturtransfer bedeutet darüber hinaus weitaus mehr als die Ausstattung von Schlössern und Residenzen. Die Münchner Wittelsbacher waren auch an der Planung, dem Bau und der Ausstattung so wichtiger Kirchenbauten wie der Münchner Theatinerkirche oder dem Kloster und der Kirche in Fürstenfeld beteiligt, was hier keine Erwähnung findet. Wichtige Themen wie die Malerei, die Musik und das Theater sind von dieser Arbeit überhaupt nicht berücksichtigt worden. Das ist schade, unterstreicht doch gerade etwa die Oper, die in München bis weit in das 18. Jahrhundert hinein vollständig in der Tradition Italiens stand, wie sehr bei dem bisher immer wieder konstatierten Paradigmenwechsel um 1700 im Sinne der Arbeit von Eva-Bettina Krems differenziert werden muss.

Manfred Peter Heimers, München

Stefan Pongratz: Adel und Alltag am Münchener Hof. Die Schreibkalender des Grafen Johann Maximilian IV. Emanuel von Preysing-Hohenaschau (1687 – 1764), (Münchener Historische Studien. Abteilung Bayerische Geschichte, Bd. 21), Kallmünz: Laßleben 2013 537 S., ISBN 978-3-7847-3021-9, EUR 39,00

Obwohl man meinen könnte, dass die Welt des Adels, der in der Vergangenheit auch in der historischen Forschung mit genealogischen, politischen und militärischen Fragestellungen immer wieder im Zentrum des Interesses stand, ausreichend erforscht sei, konnte man gerade in den letzten Jahren erfreut feststellen, dass sich durch eine sozialgeschichtliche Betrachtungsweise durchaus völlig neue und erstaunliche Erkenntnisse gewinnen lassen. Sie lassen deutlich werden, dass dieser Stand keinesfalls so homogen war, wie gemeinhin angenommen wurde. Die 2008 in Rosenheim und Hohenaschau präsentierte bayerische Landesausstellung über den »Adel in Bayern« konnte zu diesen jüngeren Erkenntnissen in der Adelforschung für Bayern eine erste Bilanz ziehen und zu weiteren Untersuchungen anregen.

In diesem Rahmen ist auch die vorliegende Publikation zu sehen, eine überarbeitete Münchner Dissertation aus dem Jahr 2010, die sich überdies noch mit einem Protagonisten auseinandersetzt, dessen Familie bei der bayerischen Landesausstellung von 2008 im Zentrum des Ausstellungsteils in Hohenaschau stand. Zur Rekonstruktion adeliger Lebenswelten greift die historische Forschung seit einiger Zeit verstärkt auf die Auswertung sogenannter Ego-Dokumente zurück, also auf Briefe, Tagebücher, Memoiren oder ähnliche persönliche Aufzeichnungen. Einen solchen Ansatz hat auch Stefan Pongratz aufgegriffen. Er hat die überlieferten 38 Schreibkalender des Grafen Johann Maximilian IV. Emanuel von Preysing-Hohenaschau ausgewertet, vorgedruckte Kalender, die der Graf in der Zeit zwischen 1717 bis 1763 bis auf wenige Jahrgänge regelmäßig mit stichwortarti-

gen Aufzeichnungen versehen hat. Ergänzt durch zahlreiche weitere Quellen aus Münchner und Wiener Archiven, kann der Verfasser mit der kritischen Erschließung dieser Aufzeichnungen eine Synthese aus Adelsforschung und Hofforschung bieten: Auch wenn ihre Aussagekraft aufgrund schwankender Informationsdichte nur sehr eingeschränkt ist, wie Pongratz selbst eingesteht (266), geben die Schreibkalender Auskunft über den Alltag und das Leben eines hohen bayerischen Adligen während vieler Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts. Da der Graf aber unter mehreren bayerischen Kurfürsten hohe und höchste Hofämter in München inne hatte, informieren sie zugleich auch über die Gesellschaft und die täglichen Geschehnisse am kurfürstlichen Hof unter Maximilian II. Emanuel, Karl Albrecht und Maximilian III. Joseph.

Nach einer umfangreichen quellenkritischen und methodischen Vorbemerkung, in der er den »Alltag und die Alltäglichkeiten als Leitkategorien« (42) seiner Analyse hervorhebt, stellt Pongratz den Grafen Johann Maximilian von Preysing mit seinem familiären Hintergrund, seinem Werdegang, seinem Charakter und seinen Besitzungen in angemessener Ausführlichkeit vor und charakterisiert seine Stellung zu den bayerischen Kurfürsten seiner Zeit. Als Kämmerer, Oberstallmeister des Kurprinzen und Geheimer Rat stand er Kurfürst Max Emanuel sehr nahe. Mit Kurfürst Karl Albrecht, unter dem er die Ämter des Oberstallmeisters und des Oberstkämmerers inne hatte und als Konferenzminister die Zuständigkeit für die Finanzen erhielt, verband ihn eine enge Freundschaft. Kurfürst Max III. Joseph, dessen Erzieher Preysing war, machte ihn zu seinem Obersthofmeister, übergab ihm die Zuständigkeit für das Außenressort und machte ihn schließlich zu seinem leitenden Minister.

Die Auswertung von Preysings Aufzeichnungen gliedert Pongratz in zwei große Abschnitte. Zunächst einmal gilt sein Blick der Person seines Protagonisten und seinem Wirken am Münchner Hof. Er kommt dabei zu

dem Ergebnis, dass die Selbstthematizierung für den Grafen keine große Rolle spielte, dass er die eigene Person nur in besonders herausragenden Situationen oder zur Betonung der besonderen Nähe zur Familie der Wittelsbacher erwähnte. Als Beobachter erscheint er in seinen Aufzeichnungen nur in Ausnahmefällen. Anders als beim ländlichen Adel, dessen Kommunikationsnetz sich in erster Linie über den Familienbereich und die unmittelbare Umgebung erstreckte, zeigte Johann Maximilian von Preysing ein weitaus umfangreicheres und in stärkerem Maße schriftliches Kommunikationsverhalten, das in erster Linie durch die Notwendigkeiten seiner höfischen Aufgaben bestimmt wurde. Die politische Rolle Preysings spielt in seinen Tagebuchaufzeichnungen, abgesehen von der reinen Dokumentation des Sitzungsalltags und des äußerlichen Ablaufs von Ereignissen, kaum eine Rolle. Stefan Pongratz sieht dies in Skrupeln des Grafen begründet, in seinen Aufzeichnungen Politisches festzuhalten. Insgesamt lässt sich vielleicht aus den Einträgen des Grafen jedoch eher ein größeres Interesse an äußeren Handlungsrahmen und Geschehensabläufen herauslesen, vor allem dann, wenn er selbst beteiligt war, als an Hintergrundinformationen. Es liegt daher die Vermutung nahe, dass Johann Maximilian von Preysing einfach nur die Fakten dokumentieren wollte, die sein Leben und die Bedeutung seiner Person ausgemacht haben, und für darüber hinaus gehende Reflexionen wenig Sinn zeigte. Politik interessierte ihn möglicherweise nur soweit, wie sie seine Rolle am kurfürstlichen Hof und seine Alltagsgeschäfte bestimmte, die Inhalte waren demgegenüber zweitrangig und von der Loyalität zu seinen kurfürstlichen Herren bestimmt.

Der weitaus umfangreichere Abschnitt der hier zu besprechenden Publikation gilt dem Niederschlag des höfischen Alltags in Preysings Aufzeichnungen. Der Graf musste aufgrund seiner Stellung die kurfürstliche Familie im Laufe des Jahres in die verschiedenen Residenzen und Schlösser begleiten, in denen sie bei

ihren vielfältigen Aktivitäten Aufenthalt nahm, und nahm dabei die Einschränkungen und den Verlust an Bequemlichkeit, die solche räumlichen Veränderungen für ihn bedeuteten, gleichmütig hin. Auch in den diesbezüglichen Einträgen zeigt sich Preysings geringe Reflexionsbereitschaft: Ortswechsel werden als Ereignisse registriert und nicht als Erfahrungen. Dies gilt auch für die Auslandsreisen, die der Graf an der Seite der Wittelsbacher mitmachen musste, und für seine diplomatischen Missionen, etwa nach Bonn und Münster zur Exekution des Testaments des verstorbenen Kölner Kurfürsten Joseph Clemens oder nach Wien zum Empfang der kaiserlichen Lehensbestätigung für Kurfürst Karl Albrecht. Selbst bei diesen wichtigen Aufträgen spielen die Ursachen oder die Inhalte der Reisen in seinen Niederschriften kaum eine Rolle.

Der höfische Alltag, diese Feststellung lassen die Aufzeichnungen des Grafen Preysing zu, wurde durch die kirchlichen Feiertage und die persönlichen Festtage der kurfürstlichen Familie strukturiert. Die Dichte der Termine erlauben Pongratz die Feststellung, dass die gerne behauptete Langweile der höfischen Gesellschaft der frühen Neuzeit »eher absurd« (279) erscheint. Naturgemäß spiegelt sich das gesamte Spektrum höfischer Feste und Unterhaltungen, von den Appartements in der Residenz, über Schiffslustfahrten auf dem Starnberger See, Ballspiele in Nymphenburg und Opernaufführungen am Salvatorplatz bis hin zu Hofjagden in Lichtenberg oder Fürstenried in den Schreibkalendern, da Preysing als hoher Hofbeamter zur Teilnahme verpflichtet war. Das Gleiche lässt sich auch für die Frömmigkeitspraxis des kurfürstlichen Hofes sagen, die Kirchenbesuche, Wallfahrten, Gebete, Prozessionen und Andachten. Die Einträge geben auch Zeugnis von der persönlichen Frömmigkeit Johann Maximilians von Preysing ab. Mit seiner Sammlung von Devotionalien und Reliquien zeigte er eine Neigung zu Praktiken der Volksfrömmigkeit. Mit zunehmendem Alter wandte er sich

erkennbar stärker der Religion zu, wie die wachsende Zahl der Einträge über Messsakramente und Beichten in seinen Aufzeichnungen belegt. Insgesamt kann Stefan Pongratz aus den Notizen der Preysingschen Schreibkalender ein großes Interesse des Grafen an der landesherrlichen Familie und deren persönlichen Verhältnissen und Schicksalen herauslesen. Dieses Interesse bezeugt seine Ehrerbietung gegenüber dem Kurfürstenhaus, es ist aber sicherlich auch der Tatsache geschuldet, dass er sich auf diese Weise immer wieder seiner eigenen Rolle und Position am Münchner Hof selbst versicherte.

Die vorliegende Arbeit liefert mit der systematischen Auswertung des Schreibkalenders des Grafen Johann Maximilian von Preysing ein unglaublich dichtes und vielseitiges Bild des Münchner Hofes von der Spätzeit des Kurfürsten Maximilian II. Emanuel bis zum ersten Jahrzehnt seines Enkels Maximilian III. Joseph aus der Sicht eines der wichtigsten höfischen Würdenträger, und darin liegt ihr ganz großes Verdienst. Auch wenn sich der Protagonist in seinen Aufzeichnungen noch als typisches Kind seiner Epoche erweist und eher an Äußerlichkeiten, an der Dokumentation höfischer Repräsentation und des Zeremoniells, und weniger an den Inhalten und schon gar nicht an kritischer Reflexion interessiert war, und auch wenn die Einträge oft nur einen sehr lückenhaften Charakter haben und sicher durch andere Quellen in ihrer Aussagekraft relativiert werden könnten, wie der Verfasser Stefan Pongratz selbst zugeben muss (255), gelingt es, hier ein eindrucksvolles Bild des höfischen Alltags und der Lebenswelt eines hohen bayerischen Adligen in München während der ersten beiden Drittel des 18. Jahrhunderts nachzuzeichnen. Dass die politische Rolle des Grafen Preysing hierbei nur eine untergeordnete Rolle spielt, ist gerade dem hier geschilderten Charakter seiner Eintragungen zuzuschreiben und der Arbeit nicht vorzuwerfen. Es sollte die Aufgabe einer weiteren Untersuchung sein, Preysings politische Rolle zu analysieren. Sie wird aber in stärkerem Maß

auch auf andere Quellen zurück greifen müssen, als es bei der hier vorliegenden Arbeit möglich und notwendig war.

Manfred Peter Heimers, München

Achim Fuchs: Einführung in die Geschichte der Bayerischen Armee, München: Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns 2014

203 S., ISBN 978-3-938831-49-6, EUR 9,50

Es muss nicht besonders betont werden, dass nach den Katastrophen des 20. Jahrhunderts das öffentliche Interesse am Militärischen gegen Null tendiert und damit auch das Wissen um heeresgeschichtliche Organisationsformen und militärtechnische Besonderheiten. Dabei können in beinahe jeder Sparte der Geschichtsforschung Bezüge auf Soldatentum bzw. auf Krieg und Kriegsführung auftauchen, die auch durch intensives »googeln« nicht hinreichend abgeklärt werden können, da bekanntlich nur das Verständnis für den großen Zusammenhang eine zielgerichtete Lösung aller Einzelfragen möglich macht. Obwohl die Geschichte der bayerischen Armee sich mit der Bedeutung und vormaligen Wertschätzung des preußischen Heeres nur bedingt vergleichen lässt, bleibt ihre Existenz ein wichtiges Faktum der Landesgeschichte und verdient gerade jetzt erhöhte Aufmerksamkeit, weil das vormalig ganz »normale« allgemeine Wissen um das Wesen des Soldatenstandes inzwischen nur noch bei der älteren Generation vorausgesetzt werden kann.

Achim Fuchs, der langjährige Leiter des sog. Kriegsarchivs (Abteilung IV des Bayerischen Hauptstaatsarchivs) hat nun hier für Abhilfe gesorgt und ein Buch vorgelegt, das bezogen auf die Armee des Kurfürstentums und nachmaligen Königreichs Bayern keine Fragen offen lässt. Nicht allein, dass der Verfasser die unterschiedlichen Organisationsformen in verschiedenen Entwicklungsperioden seit der frühen Neuzeit beschreibt, er gibt stets auch einen aus-

reichenden Überblick über die einzelnen Waffengattungen, deren Ausbildung und besondere Taktik, dann über die jeweiligen Uniformen und Fahnen und über die Garnisonsplätze der Truppe. Ebenso werden Spezialfragen, wie z. B. die Dienstzeit, die Militärbildungsanstalten oder das Disziplinarwesen bzw. die militärische Gerichtsbarkeit berücksichtigt.

Neben diesen grundlegenden Fakten werden in einem besonderen Teil die verschiedenen Befehlsebenen vom Kriegsminister bis zu den untersten Dienstgraden behandelt und die im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert notwendig gewordenen Neueinteilungen der bayerischen Armee in Krieg und Frieden vorgestellt. Da sich das Buch expressis verbis als eine »Handreichung« für die Ausbildung von Archivaren versteht, sind dem Werk interessante Quellenbeispiele für unterschiedliche militärische Kategorien beigefügt, die den Leser nicht zuletzt mit der jeweils zeitbezogenen Bedeutung des Wehrstandes und natürlich auch mit dem zeittypischen Tonfall der Dienststellen vertraut machen und gerade dadurch ein vertieftes Verständnis für Armeegeschichte ermöglichen. Wichtig für den Archivbenutzer ist neben der reichhaltigen Bibliografie besonders der Abschnitt über die in den militärischen Dokumenten benutzten Schreibweisen und Abkürzungen, ein Bereich der auch gut eingeweihte Forscher immer wieder zur Verzweiflung bringen kann und die Quelle mancher Missverständnisse und Fehlinterpretationen ist.

Die schon zitierte Definition des Buches als einer ausbildungsbezogenen »Handreichung« ist in Wahrheit eine gigantische Untertreibung. Es handelt sich bei dieser Publikation der Staatlichen Archiverwaltung um ein gründlich recherchiertes, vorbildlich aufbereitetes und umfassend informierendes Grundlagenwerk zur bayerischen Militärgeschichte, das jede Verherrlichung, aber auch jede Abwertung dieses vormalig so akzentuierten Lebens- und Handlungsbereiches vermeidet und in einer ausgewogenen Mischung neben den großen Strukturen auch

alle wichtigen Details zu ihrem Recht kommen lässt. Der Besitz dieser Publikation ist nach Meinung des Rezensenten für jeden ernsthaften Historiker ein absolutes Muss.
Richard Bauer, München

Thomas Weidner: Rumford. Rezepte für ein besseres Bayern, Eine Ausstellung des Münchner Stadtmuseums 31. Oktober 2014 bis 19. April 2015, München: Hirmer Verlag 2014 372 S., ISBN 978-3-7774-2292-3, EUR 39,90

Der schillernde Amerikaner Benjamin Thompson, seit 1792 Reichsgraf von Rumford, gehört sicherlich zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der Münchner Stadtgeschichte. Sein Andenken wird allerdings dadurch etwas getrübt, dass er einem in München ungeliebten Herren diene, dem pfalz-bayerischen Kurfürsten Karl Theodor, dem man in Bayern bis heute nicht verziehen hat, dass er bereit war, das Kurfürstentum gegen die österreichischen Niederlande einzutauschen. Rumford genießt daher auch in seiner amerikanischen Heimat ein größeres Ansehen als in seiner bedeutendsten Wirkungsstätte München, wo er im kollektiven Gedächtnis kaum noch präsent ist. Dennoch hatte sich das Münchner Stadtmuseum, einem Antrag des Münchner Stadtrats folgend, dazu entschlossen, Rumford zu seinem 200. Todestag im Jahr 2014 mit einer umfangreichen Ausstellung zu ehren, in der seine Verdienste gebührend gewürdigt werden sollten. Das bleibende Ergebnis dieser Ausstellung ist der vorliegende, von Ausstellungskurator Thomas Weidner verfasste Katalog.

Zu Recht zeigt sich Weidner in der Einleitung des Katalogs beeindruckt von der Vielfalt der Themen, mit denen sich Rumford im Laufe seines Lebens auseinander gesetzt hat, und vom Umfang seines Wissens. Weidner sieht in der gewaltigen Bandbreite Rumfordscher Interessensgebiete den Ausfluss von dessen Bemühungen, den Menschen zur Glückseligkeit zu verhelfen, Bemühungen, die vom Gedankengut der

Aufklärung getragen waren. Die Glückseligkeit der Gesellschaft sollte jedoch von oben, durch das landesväterliche Wirken des Herrschers befördert werden, und genau darin liegt wohl auch die Problematik des Wirkens des Reichsgrafen. Weidner konstatiert, dass er »die Glückseligkeit als einen Akt der Verordnung« (8) verstanden habe. Diese Haltung rief im Zeitalter bürgerlicher Emanzipationsbestrebungen Widerstände hervor und trug mit dazu bei, dass die Würdigung von Rumfords Wirken in München bis heute bestenfalls ambivalent ausfiel.

Im ersten der zwölf Katalogabschnitte zeichnet der Verfasser in gebotener Knappheit den Lebensweg Rumfords von Massachusetts und den angrenzenden Neuenglandstaaten, wo er als Loyalist auf der Seite des britischen Königs gegen die aufständischen Kolonien kämpfte, über München, wo er zunächst als Prinzen-erzieher wirkte und dann eine militärische Karriere machte, die ihn schließlich zum Amt des Kriegsministers und zum bestimmenden Vertrauten des Kurfürsten in fast allen Staatsangelegenheiten aufsteigen ließ, bis nach London und schließlich Paris nach, wo Rumford im damaligen Vorort Auteuil schließlich verstarb. Ausführlicher geht Weidner dabei auf die Gründe ein, die den Amerikaner nach München brachten, und die Weidner sicherlich zu Recht in einer Spionagetätigkeit für den englischen König verortet. Wie auch in den weiteren Abschnitten der vorliegenden Publikation folgt der einleitenden Darstellung ein Katalogteil mit sehr ausführlichen Erläuterungen der vollständig abgebildeten Exponate.

Im Mittelpunkt des zweiten Kapitels, das die politischen Reformbemühungen Rumfords im Dienste Kurfürst Karl Theodors behandelt, stehen die Widerstände, die der Kurfürst und sein engster Berater in München erfahren mussten, wo sich die Angst vor Neuerungen mit der bürgerlichen Kritik an obrigkeitlichen Übergriffen vermischte. Eine vor dem Hintergrund dieser Tendenzen formulierte Distanzierung des Stadtmagistrats von einer von Rumford initiierten

Dankadresse an den Kurfürsten führte schließlich zum Vorwurf der Majestätsbeleidigung und dem demütigenden Kniefall Münchner Ratsmitglieder vor dem Porträt des Landesherrn.

Die positiveren Seiten Rumfordscher Reformpolitik zeichnet das Kapitel über die 1788 angestoßene Heeresreform nach. Durch diese Reform sollte das pfalz-bayerische Heer mit einer gründlicheren Ausbildung, neuen, einheitlichen Uniformen und einer besseren Absicherung der Soldatenverpflegung auf einen modernen Stand gebracht werden. Rumfords Bemühungen um eine Hebung der gesellschaftlichen Stellung der Soldaten sieht Weidner »bereits in die Richtung eines modernen Verständnisses vom Soldaten als dem Bürger in Uniform« gehen (78).

In engem Zusammenhang mit diesen Maßnahmen ist die Entstehung des Englischen Gartens zu sehen, Rumfords sicherlich bedeutendstem Vermächtnis für München, dem insgesamt drei Ausstellungskapitel gewidmet sind. Geplant zunächst als Militärgarten zur Verbesserung der Versorgung der Soldaten, wurde der Park von dem Reichsgrafen unter dem Eindruck der Ereignisse der französischen Revolution in seiner Anlage deutlich erweitert und der Erholung der Bevölkerung gewidmet. Rumfords Verdienst liegt nach der Einschätzung des vorliegenden Katalogs in der Einbindung des Gedankens einer Stärkung der Arbeitskraft in das Konzept des Landschaftsgartens. Eine Huldigung an den chinesischen Staat, in dem Rumford das gesellschafts- und wirtschaftspolitische Vorbild eines physiokratischen Staatswesens sah, bildete der im Englischen Garten als markantes Monument errichtete Chinesische Turm. Physiokratisches Gedankengut, die ökonomische Nutzbarmachung einer dem Vergnügen gewidmeten Parkanlage, spiegelte sich auch in der Anlage der »Schweizerei« im Englischen Garten als Modellfarm.

Zwei weitere Kapitel stellen zwei Beispiele für Rumfords sozialreformerisches Engagement vor: Zum einen ist dies die Einrichtung des

»Militärischen Arbeitshauses« in der ehemaligen kurfürstlichen Fabrik im Jahr 1790. Damit wurde die katholische Almosentradition durch den Gedanken der Versorgung der Bedürftigen und ihre Erziehung und Resozialisierung durch Arbeit ersetzt. Das zweite Beispiel ist die Rumford-Suppe, ein auf der Verwendung von Kartoffeln basierendes Rezept für eine preiswerte, sättigende und dennoch schmackhafte Speise.

Rumfords Interesse an der Physik, das sein bedeutendstes Ergebnis in dem experimentellen Nachweis der Reibungswärme als einer Form molekularer Bewegungsenergie zeitigte, gilt ein weiterer Abschnitt. Auch wenn angesichts der Rolle, die der Reichsgraf in der physikalischen Forschung zu Ende des 18. Jahrhunderts spielte, der Platz dafür unangemessen knapp zu sein scheint, so lässt sich das doch durchaus durch die in der Ausstellung bewusst gewählte Beschränkung auf München als Schauplatz rechtfertigen. Weidner bescheinigt Rumford auch hier, seine Forschungen immer mit dem Gedanken einer praktischen Nutzenanwendung, etwa einer gezielteren Nutzung von Energie, betreiben zu haben.

Themen der beiden abschließenden Kapitel sind Rumfords stadtplanerische Bedeutung für München und die Denkmäler, mit denen München bis heute an Rumford erinnert. Durch die Aufhebung der Festungseigenschaft und die Anlage einer Umgehungsstraße, der sogenannten »Rumfordchaussee«, die die Ausdehnung Münchens im frühen 19. Jahrhundert erst ermöglichten, hat sich der Reichsgraf dauerhaft in der Stadtgestalt der bayerischen Landeshauptstadt verewigt.

Eine moderne, wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werdende und umfassende Monografie über Rumford fehlt bis heute. Thomas Weidner räumt ein, dass auch der vorliegende Katalog diese Lücke keinesfalls schließen kann. Das ist nicht nur der Tatsache geschuldet, dass dazu umfangreiche Quellenstudien notwendig gewesen wären, es liegt natürlich auch daran, dass die Ausstellung notgedrungen eine The-

menauswahl treffen musste und dass sie sich auf Rumfords Wirken in München konzentrierte und damit dem universellen Anspruch der Persönlichkeit des Reichsgrafen nur ansatzweise gerecht werden konnte. Dennoch haben das Münchner Stadtmuseum und sein Ausstellungskurator mit dem vorliegenden umfangreichen Katalogband einen ausgezeichneten Überblick über das Wirken des Reichsgrafen von Rumford während seiner politisch wichtigsten und einflussreichsten Lebensphase vorgelegt, der in seiner Ausführlichkeit und seinem Detailreichtum kaum Wünsche offen lässt und der auch künftig für die Geschichte einer wichtigen Epoche der Münchner Stadtgeschichte immer wieder heranzuziehen sein wird. Es bleibt zu hoffen, dass sich Weidners Befürchtung nicht bewahrheitet, dass Rumford nach dem Ende der Gedächtnisausstellung wieder der Vergessenheit anheimfallen wird. Vielleicht trägt dieser gewichtige und wichtige Katalog dazu bei, das Interesse an dem amerikanisch-bayerischen Spion, Staatsmann, Sozialreformer und Physiker wach zu halten und die fehlende Biografie anzuregen.

Manfred Peter Heimers, München

Ivo Schneider: Joseph von Utzschneider. Vision und Wirklichkeit eines neuen Bayern, Regensburg: Pustet Verlag, 2014
728 S., ISBN 978-3-7917-2630-4, EUR 49,95

Das seit 2005 am Münchner Promenadeplatz prangende Riesenstandbild des Grafen Montgelas war nicht allein eine Hommage an das politische Faktotum der Ära Max I. Josephs, sondern zugleich ein Selbstlob des damals tätigen bayerischen Finanzministers, der den jetzt amtlich zum alleinigen Urheber eines modernen Bayern erhobenen Universalminister zu seinem besonderen Patron erkoren hatte. Die durch den leichten Werkstoff Aluminium verursachte besondere Helle des Monuments symbolisiert eine absichtsvolle historische Blendung, welche die vielen Schattenseiten des »System Montgelas«

ein für allemal vergessen machen soll. Dass Bayerns Weg in eine glückhafte Moderne allein auf einer Übernahme radikaler französischer Umbruchstrategien und dem Aufbau eines daraufhin ausgerichteten exzessiven administrativen Durchsetzungsapparats gründete, scheint heute beim Anblick dieses glänzenden monumentalen Denkmals eine bewiesene Tatsache.

Und doch hat das vom Wissenschaftshistoriker Ivo Schneider jetzt vorgelegte umfangreiche Buch über Joseph von Utzschneider eine neue Perspektive auf den Zeitraum zwischen 1778 und 1840 eröffnet, die den Leser in ungeheuer spannende Abläufe und Tätigkeitsfelder entführt, die bislang übersehen oder kleingerechnet wurden, obschon ihre Wirkung nicht minder wichtig war und in vielen Bereichen sogar nachhaltigere Folgen zeitigte als die politische Hinterlassenschaft Montgelas'. Der 1763 in Rieden am Staffelsee geborene Joseph Utzschneider war schon in jungen Jahren persönlich in die erfolgreiche Abwehr des bayerisch-österreichischen Tauschprojekts Karl Theodors involviert, hatte sich daneben vorübergehend bei den Illuminaten engagiert und schon allein damit ausreichend unter Beweis gestellt, dass ihm nicht an einem von absolutistischer Willkür und kalter »raison d'état« geformten Staat, sondern an einer Gesellschaft selbstbestimmter und mündiger Bürger gelegen war. Die Vielseitigkeit seiner amtlichen und privaten Interventionen kann hier nicht nacherzählt werden, hervorzuheben sind auf jeden Fall seine seit 1801 erfolgreichen Unternehmensgründungen (Leder, Tuch, Zucker, Glas) mit denen er Bayern erstmals als ernst zu nehmenden Industriestandort auswies, wobei gerade in der erfolgreichen Zusammenarbeit mit Fraunhofer und Reichenbach von ihm bahnbrechende optische Instrumente entwickelt wurden, die im Bereich der Astronomie und Geodäsie Weltgeltung in Anspruch nehmen durften. Als General-Salinenadministrator und später als Vorstand der Staatsschuldentilgungskommission wirkte Utzschneider in entscheidenden finanzpolitischen Positionen, wobei ihn

seine nicht immer regierungskonformen Anregungen in einen unlösbaren Dauerkonflikt mit Montgelas brachten, der 1814 mit seiner Entlassung aus dem Staatsdienst endete. Nach dem durch Kronprinz Ludwig bewirkten Ende der Ära Montgelas 1817 finden wir Utzschneider zwischen 1818 und 1823 als Zweiten Bürgermeister von München, wo er in die höchst problematische Umsetzung gemeindepolitischer Notwendigkeiten angesichts notorisch leerer Kassen eingebunden war und dabei u. a. ein verbessertes kommunales Schulwesen und die Gründung einer Sparkasse vorbereitete. Als Abgeordneter der Zweiten Kammer des Landtags von 1819 bis 1840 war er erneut mit Tilgungsplänen für die gerade in der Ägide Montgelas enorm angewachsene Staatsschuldenlast beschäftigt und blieb daneben ein unermüdlicher Propagator einer nach physiokratischen Grundsätzen betriebenen Landwirtschaft und einer durch die Adaption der neuesten technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften gesteigerten inländischen Gewerbeproduktion. Als Vorstand einer 1827 gegründeten polytechnischen Schule in München (der späteren Technischen Hochschule) legte Utzschneider gewissermaßen »nebenbei« die Grundlage für eine systematische Durchdringung der für das 19. Jahrhundert so enorm wichtigen technischen und volkswirtschaftlichen Materien in Forschung und Lehre. Wollte man Utzschneiders Leben resümieren, kommt man zu dem Ergebnis, dass dieser in so vielen Bereichen praktisch und theoretisch erfahrene Mann ein seltener Glücksfall für das nach dem Frieden von Lunéville 1801 durch allgemeinen Länderschacher und überfällige Reformzwänge aus allen Fugen geratene Bayern war. Utzschneider wirkte zwar immer nur aus nachgeordneten Positionen, doch schuf sein stets zukunftsweisender Beitrag für die finanzielle Sanierung des Staates, für den sorgsam Umgang mit den natürlichen Ressourcen des Landes, für die Mobilisierung der Wirtschaftskraft und für die Einführung industrieller Großbetriebe, für die Qualität der Produktion und

für eine zweckmäßige Ausbildung der Jugend jene solide Basis, auf der Bayerns erfolgreiche Eigenständigkeit im 19. und 20. Jahrhundert fester gründete als auf den in knechtischer Anlehnung an Frankreich und Napoleon durchgesetzten außen- und innenpolitischen Rahmenbedingungen. Dass diese Blickrichtung erstmals möglich wird, verdanken wir der kleinteilig durchgeführten Recherche Ivo Schneiders und den von diesem mit großem Sachverstand vorgestellten erstaunlichen Details zu Leben und Wirken von Joseph Utzschneider. Von einem Denkmal »à la Montgelas« sollte künftig freilich tunlichst Abstand genommen werden. »Sein Name genügt, sein Denkmal sind seine Werke«. Dieses Epitaph für Georg von Reichbach auf dem Alten Südlichen Friedhof gilt auch für Utzschneider. Seit Ivo Schneiders großartigem Buch mit mehr Recht.

Richard Bauer, München

Hartfrid Neunzert (Hg.): Herkomer. Meisterwerke im Großformat / Masterpieces In Large Format, Petersberg: Michael Imhof Verlag 2014

96 S., ISBN 978-3-7913-0044-3, EUR 29,99

2014 stellte Hartfrid Neunzert einen großformatigen Bildband vor, der einen Querschnitt durch das Werk des deutsch-englischen Malers Hubert von Herkomer (1849 – 1914) bieten soll. Er entstand im Rahmen einer Ausstellung, die 2014/15 anlässlich des 100. Todestags des Künstlers sowohl in Landsberg als auch in seinem Wohnhaus Bushey/Herfordshire, England, gezeigt wurde.

Der Autor, der von 1986 bis 2009 der erste hauptamtliche Leiter des Neuen Stadtmuseums Landsberg war, hat sich während seiner 23-jährigen Amtszeit große Verdienste um die Wiederentdeckung des 1848 in Waal bei Landsberg geborenen und ab seinem 8. Lebensjahr in England lebenden Künstlers erworben. Schon 1988 widmete er ihm eine große Ausstellung, für die

er Leihgaben aus der ganzen Welt zusammenholte; auch diese Schau ging nach Bushey, wo Herkomer seit 1873 seinen Lebensmittelpunkt hatte. Zwei Jahre später gestaltete Neunzert das ehemalige Wohnhaus von Herkomers Eltern (sie waren 1877 aus England nach Landsberg zurückgekehrt) sowie den benachbarten, ab 1880 von Herkomer zu Ehren seiner Mutter erbauten »Mutterturm« zu einem Museum aus, das heute etwa 100 Werke des Künstlers präsentiert. Im Jahr 1999 schließlich organisierte er nochmals eine Herkomer-Ausstellung, die diesmal im Landsberger Rathaus stattfand, dessen Saal der Künstler um 1900 mit zwei Kolossalgemälden (sie zeigen eine Magistrats- bzw. eine Kummulativsitzung) gestaltet hatte. Neunzert darf also als Spezialist zu dem von ihm nochmals gewählten Thema gelten!

Da es Neunzerts Anliegen war, den Ausstellungsbesucher bzw. den Leser zum Schauen zu verführen, verzichtete er nach eigener Aussage auf »interpretatorische Spitzfindigkeiten oder das Aufzeigen verschiedener Aufdeutungsmöglichkeiten« (zitiert nach Landsberger Kreisbote, 2.4.14) und gestaltete deshalb ein »Bilder-Buch« mit rund 70 Abbildungen, die sofort Herkomers furiose gestalterische Kraft erkennen lassen. Ob Einzelporträt oder genrehafte Massenszene, Innenraum oder Landschaft – mit einfühlsamem Auge und sicherer Pinselführung gestaltet der Künstler glaubhaft die unterschiedlichsten Stimmungslagen (Angst, Trauer, Sehnsucht, Unnahbarkeit, Arroganz), die Dynamik von Bewegungen (Schuhplattln, Waldarbeit), die ausgeklügelte Licht-Regie, die Stofflichkeiten feinsten Damenkleider, gediegener Uniformen und eleganter Anzüge. Die Leidenschaft des Künstlers für das Automobil, die ansonsten nur als Stichwort im tabellarischen Lebenslauf (8) vorkommt, wird in der von ihm für die Herkomer-Konkurrenzen gestalteten Trophäe (Original verloren) angedeutet.

Doch so eindrucksvoll die Abbildungen auch sind – beim genaueren Lesen bemerkt man, dass viele Bilder nur im Ausschnitt wie-

dergegeben werden (5; 20) –, so sehr krankt das Buch an seinen Texten. Schon die kapitelartigen Textblöcke (Einführung, Herkomer und Bayern, Motivation, Herkomer und England, Ruhm, Nachwort) erweisen sich als wenig stringent. Der tabellarische Lebenslauf kann leider ebenfalls nicht genügen. Zum Teil werden Aspekte angesprochen (z. B. »1913 Filmstudio in Bushey«), über die man ansonsten keine weitere Silbe liest, zum andern fehlen Ereignisse, die bei den Bildern erwähnt sind (z. B. 80, Spanien-Reise). Auch die Erläuterungen zu den Gemälden lassen häufig zu wünschen übrig, sie bleiben allzu allgemein, ja inhaltlich simpel. Es genügt nicht, das Porträt des in sich gekehrten englischen Kunstkritikers John Ruskin nur mit den Worten »Ist der Dargestellte gescheitert, hat er Sorgen oder ist ihm einfach nicht zu helfen [...] wir spüren Traurigkeit, Kummer und Hoffnungslosigkeit« (31) zu kommentieren; vielmehr würde man doch gerne wissen, ob sich diese Interpretation möglicherweise durch konkrete Ereignisse belegen lässt. Enttäuschend ist auch, dass bei etlichen Porträts kaum mehr als der Name der Dargestellten vermerkt ist (z. B. 32, 34). Welcher Leser weiß schon, dass Joseph Joachim (1831 – 1907) als bedeutendster Geiger seiner Zeit galt und mit namhaftesten Musikern und Komponisten in Verbindung stand? Auch zu Archibald Forbes (34), von dem nicht einmal die Lebensdaten »1838 – 1900« einberichtet werden, würde man gerne Näheres erfahren – er machte sich als britischer Kriegsberichterstatte und Schriftsteller einen Namen machte. Sogar das fast doppelseitig abgebildete Werk »Drang nach Westen« bleibt ohne jede Erklärung.

Anscheinend hat der Spezialist Neunzert nicht berücksichtigt, dass so mancher Leser mit dem aktuellen Bildband erstmals Bekanntschaft mit dem Künstler macht. Dieses Publikum wäre deshalb dankbar für genauere Informationen zum Maler und seiner an Schicksalsschlägen wie auch an positiven Erlebnissen reichen Biografie. Neunzert dagegen, der bereits 1988 und 1999 zwei Katalog-Bücher zu Herkomer her-

ausgegeben hat, sah den vorliegenden Band wohl vorrangig als Ergänzung zu diesen früheren Publikationen. Fazit: Wer über die angesprochenen inhaltlichen Schwächen des Bandes hinwegsehen kann, findet in dem gut gedruckten Band auf jeden Fall reiches Bildmaterial. Vertiefende Erkenntnisse könnte ja ein gelegentlicher Besuch im Herkomer-Museum in Landberg am Lech bringen.

Brigitte Huber, München

Alexander Bastek / Anna Marie Pfäfflin (Hg.): Thomas Mann und die bildende Kunst, Katalog zur Ausstellung im Behnhaus Draegerhaus und im Buddenbrookhaus Lübeck. 13. September 2014 bis 6. Januar 2015 Peterberg: Michael Imhof Verlag 2014

352 S., ISBN 978-3-7319-0101-3, EUR 29,95

Ziel der gezeigten Ausstellung war es, Thomas Manns eigene Aussage, er sei ein Ohren- und kein Augenschmuck, zu widerlegen und sein Interesse für die bildende Kunst zu dokumentieren. Wer sich mit Thomas Manns Leben und Werk befasst hat, wird in erster Linie an seine Liebe zur Belletristik und Musik denken, daneben auch vielleicht noch an die Faszination, die bestimmte Philosophen und die Psychoanalyse auf ihn ausübten. Wenig fällt einem dagegen zu seinem Verhältnis zu Malerei und Bildhauerkunst ein. Der vorliegende Band enthält Aufsätze von Alexander Bastek und Anna Marie Pfäfflin zu diesem Thema, einen von Iris Wende- holm und Michael Thimann über Manns Bezug zu Dürer, einen weiteren von Dirk Hei- ßerer und Helmut Hess zu Kunstgegenständen in den Häusern Pringsheim und Mann in Mün- chen und einen von Andreas Blödorn über die Darstellung von Künstlern in Manns Werk.

Bei den Pringsheims in der Arcisstraße 12 hingen Lenbachs Porträts von Katja Mann und ihrer Mutter, – ob sie Mann besonders beein- druckten, weiß man nicht; ebenso gab es dort einen Musiksaal mit einem 26teiligen Wand-

fries von Hans Thoma aus der Mythologie- und Sagenwelt. Basteks Formulierung, in dreien der Wandbilder dieses Malers »dürfte Thomas Mann Motive seiner persönlichen Lebenswelt symbolisiert gesehen haben« (13 – 14) entspringt einer reinen Vermutung. Genauso könnte man darüber spekulieren, ob Thomas Mann, dessen ironische Weltsicht sein ganzes Werk durch- zieht, nicht damals schon von diesen heute nur noch unfreiwillig komisch wirkenden Darstel- lungen Thomas eher belustigt war.

Sehr respektvoll äußerte er sich über die Tierplastiken Fritz Behns. Lenbach, der sich als Reinkarnation Tizians fühlte, pinselte serien- weise glorifizierende Bismarck-Porträts, Behn, der sich später zum nationalsozialistischen Kunstdiktator aufschwingen wollte, glaubte schließlich, München mit seinem heute noch nahe dem Deutschen Museum aufgestellten Bismarckklotz erheblich bereichert zu zu haben. Thomas Mann war nach seinem Bekenntnis zur Demokratie alles andere als ein Bewunderer des reinen Machtmenschen Bismarck, sein Leitstern war und blieb Goethe. Beide Künstler standen für ganz andere Werte.

In der Münchner Galerie Caspari sah Mann Bilder des Malers Ludwig von Hofmann und bekannte ganz direkt, was ihn daran fesselte, nämlich »die schöne jugendliche Körperlichkeit, namentlich männliche« (15). Dessen Bild »Die Quelle« kaufte er 1914, es sollte ihn ein Leben lang begleiten.

Thomas Mann, der nie Nein sagen konnte, wenn ihn Verlage oder Zeitungen um Bemerkungen zu Jubiläen oder Büchern baten, äußerte sich bei solchen Gelegenheiten auch zu Werken der Bildenden Kunst, ohne sich allzu sehr in diese vertieft zu haben. Man sollte ihnen wohl nicht so viel Gewicht beimessen, wie es hier vielfach geschieht. In seinem Essay »Die Erotik Michelangelos« ging es ihm in erster Linie um dessen Gedichte, zu Dürer fiel ihm vor allem dessen Wirkung auf Nietzsche ein. Den Kunst- werken der beiden widmete er sich nur am Rand.

Bei Pfäfflins Beitrag vermisst man Distanz und Klarheit. Die in ihrer Herkunft von ihr nicht belegte und auch nicht reflektierte Formulierung, Thomas Mann habe als Beobachter über das »seelische Führertum« verfügt, wirkt nur peinlich, selbst dann, wenn sie von diesem selbst stammen sollte.

Wenderholm und Thimann sehen in Dürer als Meister das Vorbild für den Protagonisten des »Dr. Faustus«, Adrian Leverkühn. Auch hier überwiegt das spekulative und assoziative Argumentieren.

Dirk Heißerer und Helmut Hess schildern minutiös Bilder, Kunstgegenstände, Fotografien, Möbel und Reproduktionen in den Räumen der Manns und Pringsheims, so detailliert, dass jeder Filmausstatter damit arbeiten könnte.

Blödorn betrachtet die Rolle der Maler in einer Reihe von Werken Thomas Manns, die alle in der Rolle der Außenseiter und Leidenden erscheinen. So sah er sich ja auch selbst. Im »Zauberberg« enthüllt ein Mediziner, dass hinter dem schönen Schein des Dargestellten die hässlichen Wahrheiten von Anatomie und Körperflüssigkeiten verborgen sind, worauf übrigens auch im hier nicht behandelten »Felix Krull« angespielt wird. Demgegenüber kontrastieren aber wiederum die künstlerische Form und ihre Idee als das wahrhaft Menschliche.

Der zweite Hauptteil des Katalogs mit den Darstellungen der ausgestellten Werke bringt zunächst Zeichnungen und Radierungen über Manns Heimatstadt Lübeck und Porträts von Familienmitgliedern. Auch eine Abbildung des Buddenbrook-Hauses ist dabei. Der nächste Teil ist Plastiken gewidmet, die Mann kannte, darunter Arbeiten von Barlach, Behn und Hans Schwegerle, der eine Porträtbüste von ihm geschaffen hatte. Der Lübecker Museumsdirektor Heise war ein Gesprächspartner Manns über Kunsttrends. Für Emil Nolde, den Heise ausstellte, hatte Mann aber ebenso wenig wie für den Expressionismus an sich etwas übrig.

In einem München gewidmeten Teil sind die schon erwähnten Bilder Thomas, Lenbachs

und Kaulbachs zu sehen. Es folgt ein ausführlicher Teil, der insbesondere Manns Wohnhaus in der Poschingerstraße 1 gewidmet ist.

Die Bilder Ludwig von Hofmanns, hauptsächlich männliche Akte, werden ebenfalls umfassend vorgestellt. Ebenso angesprochen ist der Maler Max Oppenheim, von dem mehrere Porträts Thomas Manns zu sehen sind. Auch ein Porträt Manns von Max Liebermann ist aufgenommen.

Der von Mann geschätzte Künstler Franz Masereel ist mit zahlreichen Abbildungen zu seinem »Stundenbuch« vertreten. Nicht ganz logisch erscheint es, dass zwischen diesen und einen anderen Zyklus »Adieu« Dürer-Kupferstiche eingeschoben sind. Es folgen Drucke des Surrealisten Hans Arp sowie Aufnahmen von Albert Renger-Patzsch, die hauptsächlich Lübeck zeigen. Sie hatten Mann überzeugt, dass auch die Fotografie einen Platz in der Bildenden Kunst verdiente.

Der vorletzte Abschnitt befasst sich mit Illustrationen zu Werken Manns. Anders als Franz Kafka hatte er offenbar keine Scheu davor, seine Arbeiten bebildern zu lassen. Illustratoren waren Emil Preetorius, Wolfgang Born, Hermann Ebers, Oskar Kokoschka, der heute kaum mehr bekannte Bruder Robert Walsers, Karl Walser, außerdem Hans Meid, Alfred Kubin, Edwin Scharff und der Simplicissimus-Zeichner Thomas Theodor Heine. Von ihm stammen Lithografien zu »Wälsungenblut«, die an den Stil des von Mann verabscheuten Franz von Stuck erinnern, daneben aber auch Karikaturen zur gleichen Novelle. Zum »Simplicissimus« hatte Mann selbst Beiträge beigesteuert, ganz besonders mochte er Karl Arnold. Der einzige bedeutende Künstler, der den von Hans Knappertsbusch im April 1933 inszenierten Verfemungsaufruf gegen Mann unterzeichnet hatte, war der ebenfalls dem Simplicissimus-Kreis zugehörige Gulbransson, der sich aber dabei nichts gedacht hatte und dem es kurz darauf leid tat.

Ganz am Ende sind nochmals Porträts Thomas Manns platziert, darunter immerhin zwei von Marino Marini.

Der Band bietet eine große Fülle von Anregungen und Entdeckungsmöglichkeiten. Sehr viel ist allerdings assoziativ und spekulativ, ein analytisch klarer und sachlicher Zugriff fehlt in den Beiträgen des Öfteren. Das Anliegen, zu demonstrieren, dass die Bildende Kunst einen viel größeren Anteil an Manns Interessenwelt hatte, als er selbst sich dessen bewusst war, ist letztlich nicht wirklich überzeugend umgesetzt.
Paul Hoser, München

Thomas Forstner: Priester in Zeiten des Umbruchs. Identität und Lebenswelt des katholischen Pfarrklerus in Oberbayern 1918 bis 1945, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014

603 S., ISBN 978-3-525-55040-3, EUR 99,99;
E-Book: ISBN 978-3-647-5504-4, EUR 79,99

Mit seiner Münchner historischen Dissertation, für die er verdientermaßen 2012 mit dem Michael-Doeberl-Preis der Gesellschaft der Münchner Landeshistoriker e.V. ausgezeichnet wurde, legt der Autor eine umfangreiche Studie vor, die unser Wissen um den Pfarrklerus Oberbayern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erheblich bereichert. Mit der besonderen Berücksichtigung der Weimarer Republik und der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft kommt auch die Haltung der Geistlichen gegenüber dem Staat in seinen verschiedenen Ausprägungen besonders zum Ausdruck. Der in diesem Zeitraum auch eintretende Wertewandel, der den Einfluss der Priester im gesellschaftlichen Leben minderte, wird ebenfalls berücksichtigt. Die Arbeit stützt sich auf umfangreiche Archivbestände, insbesondere im Archiv des Erzbistums München und Freising, wo der Verfasser trotz kriegsbedingter Überlieferungsverluste zahlreiche Personalakten von Priestern durchsehen konnte. Im Erzbischöf-

lichen Archiv München stand ihm der Nachlass Kardinal Faulhabers zur Verfügung. Die herangezogenen Quellen ermöglichten es, die verschiedenen Problematiken auch anhand von Fallstudien nachzuzeichnen. Dies ist eine weitere Stärke des Buchs.

Zu Beginn seiner Arbeit stellt der Autor die kirchlichen Rahmenbedingungen dar, wobei natürlich insbesondere Erzbischof Michael Kardinal Faulhaber eine besondere Rolle spielt, da er im gesamten Untersuchungszeitraum die Erzdiözese leitete und prägte. Daneben werden auch das Metropolitankapitel und die führenden Persönlichkeiten der Diözesanleitung behandelt.

Bei den Themen Berufung und Berufsvorbereitung behandelt Forstner die diözesanen Knabenseminare, das Studium an der Universität München oder der Philosophisch-Theologischen Hochschule Freising, aber auch das Spannungsfeld, das sich durch die Mitgliedschaft in der »HJ« ergab. Standesideal, priesterliches Wirken, priesterliche Identität und Lebenskultur, aber auch die materielle Lage der Priester sowie die private Lebensgestaltung (z. B. Lektüre) werden dargestellt. Besonderes Interesse dürften beim Leser die Kapitel über abweichendes Verhalten von Priestern und über die Annäherung von Priestern an den Nationalsozialismus finden. Zum abweichenden Verhalten zählen nicht nur Verstöße gegen das priesterliche Gelübde, sondern auch finanzielle Unregelmäßigkeiten und Eigentumsdelikte. Für die Annäherung an den Nationalsozialismus konstatiert der Autor Anti-Ultramontanismus und Nationalismus als Motive. Die wenigen priesterlichen Anhänger der in München vor 1933 relativ starken christlich-sozialen und reformkatholischen Bewegungen, die sich gegen den politischen Katholizismus und die Bayerische Volkspartei wandten, waren besonders gefährdet, sich dem Nationalsozialismus zuzuwenden. Zu den in der Literatur schon behandelten Geistlichen, wie Joseph Roth, Albert Hartl oder Sebastian Schröcker, stellt der Ver-

fasser noch weitere vor, deren Einfluss vor und nach 1945 z. T. nicht unbedeutend war.

Die in der bisherigen wissenschaftlichen Literatur intensiver betriebene Erforschung der Rolle der kirchlichen Leitungsorgane im 20. Jahrhundert hat den Blick auf den Pfarrklerus mit wenigen Ausnahmen häufig verstellt. Diese Forschungslücke hat der Verfasser für Oberbayern geschlossen.

Hans-Joachim Hecker, München

Dietmar Grypa: Fremdarbeiter und Kriegsgefangene im Werk Burghausen der Dr. Alexander Wacker Gesellschaft für elektrochemische Industrie (1940-1945), Burghausen o. J. (Burghauser Geschichtsblätter, 55. Folge, 2014)

155 S., ISBN 978-3-9809426-6-9, EUR 8,00

Kaum ein Aspekt der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft hat in den vergangenen zwei Jahrzehnten eine derart rasante Forschungskarriere absolviert wie das Thema »Zwangsarbeit«. Ein nahezu unüberschaubarer Katalog von Veröffentlichungen legt seit den 1990er Jahren die komplexen Einzelschichten des Themas frei, so dass unser Wissen über dieses in der Geschichte singuläre Großprojekt zur ungehemmten Abschöpfung von fremder Arbeitskraft exponentiell gewachsen ist. Seit dem Erscheinen der bahnbrechenden Studie von Ulrich Herbert im Jahr 1985 (Fremdarbeiter. Politik und Praxis des »Ausländer-Einsatzes« in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Bonn 1985) hat sich die Beschäftigung mit dem nationalsozialistischen Arbeitseinsatzprogramm in der akademischen Welt als eigenes zeitgeschichtliches Forschungsgenre etabliert. Es sind vor allem regional-, lokal- und firmenhistorisch ausgerichtete Studien, die zum Erkenntnisgewinn beitragen und verdeutlicht haben, wie sehr das jeweilige regionale bzw. lokale kriegswirtschaftliche Wirkungsgefüge Praxis und Erfahrung des »Ausländereinsatzes« prägten. Schon Ulrich Herbert hat die

Bedeutung regionaler Gegebenheiten für das System der Zwangsarbeit angedeutet. Zu den wichtigsten Faktoren auf diesem Feld gehören: die Sozial- und Erwerbsstruktur der einheimischen Bevölkerung, ihre konfessionellen Bindungen, die ökonomischen Eigenheiten des Untersuchungsraumes (insbesondere Grad und Ausprägung der Industrialisierung), der Stellenwert der Rüstungsindustrie und schließlich das Selbstverständnis der unternehmerischen Elite vor Ort.

Hinsichtlich Fragestellungen, Methoden, Begriffen und Diskursniveau hat die Zwangsarbeiter-Forschung inzwischen bemerkenswert hohe Standards erreicht. Bedauerlicherweise fällt die hier anzuzeigende firmengeschichtliche Untersuchung deutlich hinter diese Standards zurück. Die von dem Würzburger Historiker Dietmar Grypa erarbeitete Untersuchung beeindruckt zwar durch den Zugriff auf eine breite betriebliche Aktenüberlieferung. Der umfangreiche Quellenkorpus im Historischen Unternehmensarchiv der Wacker Chemie AG wird jedoch meist nur ereignisgeschichtlich referiert. Eine kritische Einordnung und die analytische Interpretation des Materials, insbesondere vor dem Hintergrund des gegenwärtigen Forschungsstands und im Hinblick auf aktuell interessierende Frage- und Problemstellungen, bleiben unzureichend. Die methodischen und konzeptionellen Defizite des Buches sind vielfältig. Schmerzlich vermisst man etwa die Einbettung der Untersuchung in den lokalen, regionalen und nationalen kriegswirtschaftlichen Kontext. Auch vergleichende Ansätze – etwa innerhalb der für die Rüstung durchaus relevanten Chemieindustrie – sucht man vergeblich. Meist beendet der Autor seine Darstellung an den Werkstoren des Unternehmens. Die deutsche Bevölkerung von Stadt und Region Burghausen wird lediglich durch die Wacker-Beschäftigten repräsentiert. Dass das Arbeitseinsatzprogramm des NS-Regimes aber auch vielfältige soziale Berührungsfelder im öffentlichen Raum schuf und signifikante kom-

munikative Strukturen vor Ort generierte, kurz, dass die Wahrnehmung der Ausländer durch die einheimische Mehrheitsgesellschaft (und vice versa) ein aufschlussreicher Forschungsgegenstand sein könnte, bleibt gänzlich unberücksichtigt.

Nahezu völlig ausgeblendet wird die Erfahrungsebene der ausländischen Zwangsarbeiter. Die Darstellung verfängt sich immer wieder in den eindimensionalen und problematischen Interpretationsangeboten des betrieblichen und behördlichen Verwaltungsschriftgutes. Ausführlich (und weitgehend unkritisch) werden einschlägige Dokumente zitiert und damit suggeriert, als sei die Perspektive der amtlichen Verordnungen, Regularien und Vorschriften eine punktgenaue Reflexion der betrieblichen Realität und der sozialen Wirklich von Zwangsarbeit. Soweit Betroffene selbst zu Wort kommen, handelt es sich um nach Kriegsende gefertigte eidesstattliche Erklärungen und Stellungnahmen von deutschen Akteuren des Unternehmens. Unklar bleibt jedoch, in welchem Zusammenhang und zu welchem Zweck die Nachkriegsstatements entstanden sind. Aus dieser einseitigen Quellenperspektive wird eine bisweilen fast schon idyllisch anmutende Arbeits- und Lebenswelt der Ausländer bei Wacker in Burghausen abgeleitet. Das Unternehmen begegnet als ein Solitär der Menschlichkeit und des Respekts in einem System, zu dessen Kerngeschäft Menschenverachtung und rassistische Hierarchisierung gehören.

Wiederholt kommt es zu bedauerlichen »Schieflagen« zwischen Darstellung und Bewertung bestimmter Phänomene. So widmet der Autor den Schwangerschaften von ausländischen Arbeiterinnen einige bemerkenswerte Sätze. Er betont, dass Wöchnerinnen durchaus mit der Fürsorge des Unternehmens Wacker und eines Betriebsobmannes der DAF rechnen konnten. Über die Behandlung und das Schicksal der Säuglinge und Kleinkinder findet sich in der Untersuchung indessen kein Wort. Dabei wäre von großem Interesse, wie das Unterneh-

men und auch die behördlichen Entscheider vor Ort mit den »unnützen Essern« umzugehen gedachten. Immerhin ist bekannt, das andernorts Säuglinge und Kleinkinder systematisch zu Tode gehungert und »behandelt« wurden.

Ausführlich und mit vielen Ziffern wird über die innerbetrieblichen Lohnverhältnisse berichtet. Die Bemühungen des Unternehmens, den ausländischen Arbeitskräften ein angemessenes, teilweise auch übertarifliches Arbeitsentgelt zukommen zu lassen, wird gebührend gewürdigt – auch am Beispiel der 15-jährigen Schülerin Domacha Koschenka, die als Küchenhelferin in der Wacker-Werkskantine eingesetzt war. Die Frage, wie ein 15-jähriges Mädchen aus der Zentralukraine als Arbeiterin in einen deutschen Rüstungsbetrieb kommt, wie sich das Kind hier wohl gefühlt haben mag angesichts von Verständigungsproblemen, rassistischer Stigmatisierung, Arbeitsbelastung, Heimweh und Angst, interessiert den Autor nicht.

Ärgerlich ist schließlich die penetrante Vermeidung der in der Forschung inzwischen gängigen Begriffe »Zwangsarbeit« und »Zwangsarbeiter«. Über die haarsträubenden, vielfach gewaltsamen Umstände der Rekrutierung vor allem der aus Osteuropa stammenden Menschen verliert der Autor kein Wort. Dass der nationalsozialistische »Ausländereinsatz« explizit rassistisch war und nur mit einem breiten Instrumentarium repressiver Maßnahmen realisiert werden konnte, liest sich in der vorliegenden Publikation wie eine Marginalie. Fast gewinnt man den Eindruck, dass die vielen wichtigen Publikationen der letzten Jahre zum Thema NS-Kriegswirtschaft und Zwangsarbeit noch ungelesen auf dem Schreibtisch des Autors verkümmern. Die Lektüre des Buches über die Zwangsarbeiter bei Wacker in Burghausen vermittelt am Ende den Eindruck, als sei die Beschäftigung von ausländischen Männern, Frauen und Kindern während der Kriegsjahre 1940-1945 lediglich die etwas strengere Variante der späteren Arbeitsmigration in den 1950er, -60er und -70er Jahren. Fazit: Dem hohen, von

Leopold von Ranke geborgten und im Vorwort formulierten Anspruch, zu zeigen »wie es eigentlich gewesen«, wird diese Publikation nicht gerecht. Tatsächlich wirft das Buch mehr Fragen auf, als es beantwortet.

Andreas Heusler, München

Susanne Wanninger: »Herr Hitler, ich erkläre meine Bereitwilligkeit zur Mitarbeit.« Rudolf Buttmann (1885 – 1947), Politiker und Bibliothekar zwischen bürgerlicher Tradition und Nationalsozialismus (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 59), Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2014

VIII, 591 S., ISBN 978-3-447-10318-3, EUR 86,00

Außer einigen Regionalstudien sind schon lange keine Forschungsarbeiten mehr zur NSDAP in Bayern herausgekommen. Jetzt liegt die politische Biografie ihres Fraktionsvorsitzenden im Bayerischen Landtag vor. Buttmann wuchs als Sohn eines Gymnasiallehrers in Zweibrücken auf. Die nahe bei Frankreich gelegenen deutschen Orte waren für einen gefühlsbetonten Nationalismus besonders anfällig, auch Buttmann wurde davon geprägt.

Das Jura-Studium führte ihn unter anderem nach München. Ein Freund machte ihm die Bibliothekarslaufbahn schmackhaft, wofür die Promotion erforderlich war. Er entschied sich für den bekannten Nationalökonom Lujo Brentano als Doktorvater, der ihm als Thema einen weithin unbekanntem englischen Wirtschaftswissenschaftler, Richard Jennings, zuwies. 1909 legte Buttmann die bibliothekarische Fachprüfung ab, 1910 erhielt er seine Stellung als Landtagsbibliothekar.

Er war Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg, doch war sein aktiver Einsatz Ende 1915 aus Gesundheitsgründen vorbei. Buttmann war damals gegen alle Bestrebungen für demokratische Reformen und lehnte die führenden Politiker von Zentrum und SPD ab. Er glaubte an einen Sieg durch den U-Boot-Krieg und sympa-

thisierte mit der 1917 gegen die Friedensbestrebungen agitierenden Deutschen Vaterlandspartei.

Die von ihm nach dem Umsturz in Bayern betriebene Aufstellung einer konterrevolutionären Bürgerwehr, für die er auch Fühler in antisemitisch-alldeutsche Kreise ausstreckte und zeitweise die Unterstützung des sozialdemokratischen Innenministers Auer gewann, hat bereits Franz J. Bauer detailliert geschildert.

Buttmann entschied sich dann für die deutschnationale, antidemokratische Bayerische Mittelpartei, ohne dort aber eine führende Position zu übernehmen. Da die Parteiführung nach Ansicht der radikaleren Mitglieder sich auf Grund der Regierungsbeteiligung zu kompromissbereit zeigte, ging eine starke Gruppe des Münchner Kreisvereins als Völkischer Rechtsblock zu ihr auf Distanz. Buttmann wirkte dabei entscheidend mit. Als er sich Hitler am 8. November 1923 andienen wollte, wies dieser ihn allerdings schroff zurück.

Erst nach dem Scheitern des Putsches und dem Verbot der NSDAP erlangten die Völkischen mit ihrem Erfolg bei den Landtagwahlen im April 1924 politische Bedeutung. Buttmann verdankte ihnen ein Landtagsmandat, wechselte aber nach der Wiedergründung der NSDAP mit anderen Abgeordneten des Völkischen Blocks zu dieser über. Am 25. September 1925 gründete er ihre Landtagsfraktion, der er von nun an vor-saß. Buttmann, der seine bildungsbürgerliche Herkunft nicht verleugnen konnte, gehörte aber dort zu den Gemäßigteren.

Neben der Parlamentsarbeit betätigte er sich auch intensiv als Redner für die Partei und als Publizist zu Grundsatzfragen ihrer Ideologie. Er betonte den christlichen Charakter der NSDAP, ließ gleichzeitig seinem Antisemitismus freien Lauf und wettete gegen Parlamentarismus, Internationalismus, Bolschewismus und kapitalistischen Amerikanismus.

Für den bayerischen Innenminister Stützel war Buttmann gewichtig und respektabel genug, um mit ihm Gespräche über die Aufhebung des

Redeverbots für Hitler zu führen, das 1927 fiel. Mit seinen Bemühungen, ihm die Staatsbürgerschaft zuteilwerden zu lassen, hatte er dagegen keinen Erfolg.

Nach den Landtagswahlen im April 1932 wuchs die Fraktion stark an. Buttmann hatte sie nicht mehr im Griff. So wurde der von ihm verfolgte Legalitätskurs missachtet, als die Nationalsozialisten am 17. Juni 1932 entgegen dem geltenden Uniformverbot in Parteiform im Landtag erschienen und vom Landtagspräsidenten hinausgewiesen wurden.

Buttmann, der Hitler nie besonders nahe stand, konnte sich eine Koalition mit der Bayerischen Volkspartei und den Deutschnationalen vorstellen. Noch nach den Wahlen vom 5. März 1933, die die Türe für die Herrschaft der Nationalsozialisten öffneten, glaubte er an diese Möglichkeit.

Irgendeine politische Machtposition war für ihn in Bayern nicht vorgesehen. So sagte er zu, als ihm Reichsinnenminister Frick die Stelle eines Ministerialdirektors der Kulturabteilung im Reichsinnenministerium anbot. Hier war er in die Konkordatsverhandlungen mit dem Vatikan einbezogen. Hitler war mit seinen dabei erzielten Erfolgen durchaus zufrieden. Allerdings warf man Buttmann von Parteiseite immer wieder Knüppel zwischen die Beine. Er klagte, er fühle sich: »wie ein Narr, man arbeitet Tag und Nacht, dann kommen Lausbuben und zerschlagen einem alles.« (237). Buttmann versuchte auch, zwischen der Bekennenden Kirche und der evangelischen Reichskirche zu vermitteln, wobei er auf verlorenem Posten stand.

Er resignierte und entschied sich im Oktober 1935 für die Stelle eines Generaldirektors der Bayerischen Staatsbibliothek. Mit den Mitarbeitern ging er human um, ohne das Führerprinzip herauszustreichen. Allerdings denunzierte er einen von ihnen, der über den Nationalsozialismus hergezogen war, und hätte für ihn die Todesstrafe als angemessen erachtet. Er war zwar nicht für Konfiskation jüdischen Eigentums in großem Stil verantwortlich, griff aber doch zu,

wenn sich eine Gelegenheit bot. Im Krieg gelang ihm die Rettung von Beständen nur begrenzt; immerhin konnte er die Anbringung einer Flakstellung auf dem Dach der Bibliothek verhindern.

Buttmann starb bereits im Januar 1947, so dass ein Spruchkammerverfahren nur noch posthum eingeleitet werden konnte. Seine große Schwäche war nicht nur seine mangelnde Rücksichtslosigkeit. Vor allem war er in der Partei nicht wirklich verankert. Seine von der Verfasserin zurecht ignorierten Parteiämter in der Reichsleitung waren völlig bedeutungslos. Auffällig ist auch, dass er nicht den üblichen »SA«- oder »SS«-Rang hatte. Die Autorin trifft den Nagel auf den Kopf, wenn sie sagt: »Der Einfluss Buttmanns nahm in dem Maß ab, in dem die Macht der NSDAP zunahm.« (6-7). Überhaupt schreibt sie ein klares und flüssiges Deutsch, heutzutage bei Historikern eher eine Seltenheit.

Die zentrale Quelle der Arbeit ist der Nachlass Buttmanns, den schon Robert Probst in seiner Arbeit über die NSDAP im Bayerischen Landtag verwendet hat. Außer in Details kann Wanninger darüber nichts grundlegend Neues bringen. Nicht zu folgen vermag man ihr, wenn sie die Denunziation des Untergebenen eventuell für entschuldigbar hält, weil Buttmann hier wohl nicht aus privaten, sondern aus dienstlichen Motiven gehandelt habe. Nicht konsequent gedacht hat sie auch, wenn sie seiner Anmerkung, er habe im Rundfunk »Greuelmeldungen« über Buchenwald, Dachau und Auschwitz gehört, die Feststellung hinzufügt, es fänden sich keine Notizen von ihm, daß er an der Wahrheit dieser Nachricht gezweifelt habe. Schon der von ihm benutzte Terminus stammte ja aus dem Goebbels-Repertoire, womit doch offenkundig ist, daß er sie für fragwürdig hielt.

Mit Wanningers politischer Biografie liegt eine handwerklich solide Arbeit über einen Nationalsozialisten vor, der höchstens in der dritten Reihe stand. Eine vergleichende Skizze mit ähnlichen Akteuren hätte den Blick noch weiten

können. Der Begriff »social broker«, den Wanninger immer wieder ins Spiel bringt und der im Grunde genommen nur bedeutet, dass Buttman Hitler nützliche Kontakt vermittelte, taugt dagegen für eine Vertiefung wenig.

Paul Hoser, München

München und der Nationalsozialismus. Katalog des NS-Dokumentationszentrums München, hg. von Winfried Nerdinger in Verbindung mit Hans-Günter Hockerts, Marita Krauss, Peter Longerich sowie Mirja Grdanjski und Markus Eisen, München: C.H. Beck, 2. durchgesehene Auflage 2015 624 S., ISBN 978-3-406-66701-5, gebunden, EUR 38,00

Mit der Eröffnung des Münchner NS-Dokumentationszentrums am 30. April 2015 wurde nach langem Warten ein Lernort eröffnet, der seit Jahrzehnten gefordert und schließlich nach intensiven Diskussionen an einem historischen Ort, nämlich dem Gelände des ehemaligen sog. »Braunen Hauses«, also einem Täterort, realisiert wurde. Zu der Dauerausstellung, die in chronologischer Folge München und den Nationalsozialismus behandelt, wozu auch die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus nach 1945 gehört, liegt ein Katalog vor, den der Gründungsdirektor Winfried Nerdinger in Verbindung mit Hans-Günter Hockerts, Marita Krauss, Peter Longerich, Mirja Grdanjski und Markus Eisen herausgegeben hat.

Für den Katalog, dessen Lektüre unbedingt zu empfehlen ist, gilt natürlich, was auch für die Ausstellung gilt. Man konnte bei der Erarbeitung und Realisierung des Konzepts zunächst von guten Vorarbeiten ausgehen. Da ist vor allem der immer wieder nachgedruckte von Richard Bauer, Hans-Günter Hockerts, Wolfgang Till und Walter Ziegler herausgegebene Katalog »München – Hauptstadt der Bewegung«, der zu der gleichnamigen Ausstellung von 1993/1994 des Münchner Stadtmuseums erschienen ist, zu

nennen. Dieser Katalog ist zu einem unverzichtbaren Nachschlagewerk geworden und gilt auch außerhalb Münchens als besonders wichtiger Beitrag zum Thema »Stadt und Nationalsozialismus«. Auch die von Iris Lauterbach herausgegebene Publikation »Bürokratie und Kult« zählt zu den gewichtigen Vorarbeiten, ebenso der ebenfalls mehrmals aufgelegte von Peter-Klaus Schuster herausgegebene Band »Nationalsozialismus und ›Entartete Kunst‹. Die ›Kunststadt‹ München 1937«, der zu der von den Bayerischen Staatsgemaldesammlungen und dem Stadtarchiv München 1987/1988 veranstalteten Ausstellung »›Entartete Kunst‹: Dokumentation zum nationalsozialistischen Bildersturm am Bestand der Staatsgalerie moderner Kunst in München« erarbeitet wurde. Nicht vergessen werden darf der Beitrag städtischer Einrichtungen durch Publikationen zur Erforschung der NS-Zeit in München. Dazu gehören u. a. das im Stadtarchiv München konzipierte und erarbeitete »Biographische Gedenkbuch der Münchner Juden 1933 – 1945« als zentraler Beitrag zum Gedenken an die verfolgten und ermordeten Münchner Juden, aber auch die zahlreiche Einzelprojekte und Publikationen, die das Kulturreferat im Rahmen seiner kommunalen Geschichtsarbeit initiiert und gefördert hat. Nicht zuletzt konnte Gründungsdirektor Winfried Nerdinger auch auf zahlreiche eigene Forschungen zurückgreifen, wie die Publikationen »Bauen im Nationalsozialismus: Bayern 1933 – 1945« und »Ort und Erinnerung: Nationalsozialismus in München«.

Für das NS-Dokumentationszentrum bestanden vor allem gegenüber der Ausstellung des Stadtmuseums von 1993/94 zwei grundlegende Unterschiede hinsichtlich der Konzeption. Man konnte und wollte als Exponate keine Originale heranziehen. Außerdem hatte sich inzwischen das Blickfeld erweitert. Die Zeit nach 1945 mit der politischen, juristischen und historischen Aufarbeitung des Nationalsozialismus ist seit 1993 verstärkt in den Fokus der Forschung und der interessierten Öffentlichkeit

geraten. Zudem ist die Zielgruppe des NS-Dokumentationszentrums wesentlich überregionaler und internationaler als bei der Ausstellung von 1993/94. Weiter ist zu berücksichtigen, dass das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft bereits sieben Jahrzehnte zurückliegt, so dass für die jetzt heranwachsende Generation nicht einmal mehr an die Nachkriegszeit persönliche Erinnerungen vorliegen. Für die großen Teile der Bevölkerung ohne deutsche Staatsangehörigkeit oder mit Migrationshintergrund dürfte die Einbindung in eine deutsche »Haftungsgemeinschaft« für das NS-Unrecht nicht ohne weiteres einzufordern sein. Die dadurch gestellten Probleme der Darstellung und der Informationsvermittlung werden in Ausstellung und Katalog vorbildlich gelöst. Im Katalogteil des Buches werden in den vier Abschnitten (»Ursprung und Aufstieg der NS-Bewegung«; »Mitmachen – Ausgrenzen. Zwei Seiten der ›Volksgemeinschaft‹«; »München und der Krieg«; »Auseinandersetzung mit der NS-Zeit nach 1945«) 33 Themenschwerpunkte mit Fotos, Dokumenten, Plänen und den dazu erläuternden Texten behandelt. Vor allem in den beiden mittleren Kapiteln, die den Zeitraum 1933 bis 1945 beleuchten, wird anhand Münchner Beispiele deutlich gemacht, was Absicht des nationalsozialistischen Unrechts- und Terrorregime war: Verfolgung und Vernichtung des europäischen Judentums, der Sinti und Roma, der Angehörigen der osteuropäischen Völker, der Insassen der Heil- und Pflegeanstalten und grundsätzlich aller politischen Gegner. Dabei werden auch die von Münchner Soldaten und Polizisten im Krieg verübten Verbrechen thematisiert. Im letzten Kapitel »Auseinandersetzung mit der NS-Zeit nach 1945« wird u. a. die z. T. schleppende Entschädigung der Opfer an Beispielen gezeigt. Der nicht immer einfache Aufbau von Demokratie und Rechtsstaat wird gewürdigt, dabei aber auch die zögerliche Rolle der Justiz bei der Verfolgung der Täter aufgezeigt. Die Erinnerungskultur in München ist auch durch das Vorhandensein von NS-Archi-

tektur und NS-Kultstätten im Stadtbild im Vergleich zu anderen Städten stärker gefordert. Feldherrnhalle, Königsplatz und die Reste der Ehrentempel etwa erfordern einen besonderen Umgang, der dann schwierig wird, wenn diese Situationen, wie der Königsplatz und die Feldherrnhalle, zugleich in einem in das 19. Jahrhundert zurückreichenden historischen und städtebaulichen Kontext stehen. Eine allgemeinverbindliche Erinnerungskultur gibt es hier nicht, aber wie im Katalog (375) zu Recht festgestellt wird, »besteht ein grundsätzlicher Konsens: Die öffentliche Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit dient der Aufklärung und Orientierung; sie geht uns heute noch etwas an. Aus der NS-Geschichte kann und soll gelernt werden, dass Demokratie nur gelingen kann, wenn sie institutionell verankert, zivilgesellschaftlich gestützt und in der Alltagspraxis gelebt wird.« Dieser Appell richtet sich an jeden Besucher.

In den dem Katalogteil folgenden Aufsätzen werden die Themen teils vertieft, teils in einen größeren Rahmen gestellt. Auf einige soll hier näher eingegangen werden, ohne dass dabei der Wert der anderen geschmälert wird. Hans-Günter Hockerts, Peter Longerich, Marita Krauss, Winfried Süß und Helmuth Trischler behandeln Münchner Verhältnisse. Hans-Günter Hockerts Beitrag »Warum München? Wie Bayerns Metropole die ›Hauptstadt der Bewegung‹ wurde« zeigt, wie München für Hitler ein »mythisch-symbolischer Gedächtnisort« wurde, den er neben Mekka, Rom und Moskau stellen wollte. Insofern war die Verleihung des Titels »Hauptstadt der Bewegung« 1935 von Hitler leicht zu erreichen. Die Stadt selber benötigte den Titel im Wettstreit vor allem mit der Reichshauptstadt Berlin. Wichtig ist auch der Hinweis auf die mindestens 5.800 Beschäftigten der NSDAP-Reichsleitung in mehr als 50 Gebäuden; mit dem Personal der örtlichen Parteilisten kam München auf eine sehr hohe Zahl von NS-Funktionären und bei der NSDAP als Arbeitgeber Beschäftigten. Was es mit diesen

zentralen Parteidienststellen auf sich hat, beschreibt Winfried Süß unter dem Titel »Das Zentrum der Partei – München und die Reichsleitung der NSDAP« und macht deutlich, wie die Parteistellen aller Ebenen mehr und mehr Aufgaben, die bislang in staatlicher Kompetenz lagen, an sich zogen. Dies verstärkte die Möglichkeit, bestimmte Personen und Gruppen, von bisher staatlichen Leistungen, etwa im Sozialbereich, auszuschließen. Die Verwaltung war aber ebenfalls auf allen Ebenen Teil des Unrechtssystems wie Christiane Kuller in ihrem Beitrag »Verwaltung und Verbrechen« zeigt. Peter Longgerich behandelt »Hitler, München und die Frühgeschichte der NSDAP« und untersucht dabei die »historische Legendenbildung« die Hitler und die Partei über die Frühzeit und den gescheiterten Putsch von 1923 betrieben. Hitlers Aufstieg war nicht so konsequent, wie es offiziell dargestellt wurde.

Helmut Trischlers wendet sich dem Thema »München als Wissenschaftsstandort und Hochtechnologiestandort 1920 bis 1970« zu und weist nach, dass ab Mitte der 1930er Jahre die Luftfahrtforschung durch die Aufrüstung ausgebaut wurde, was später noch verstärkt wurde. Die Standorte Oberpfaffenhofen und Ottobrunn blieben nach dem Krieg erhalten. Auch profitierte München von der kriegsbedingten Verlagerung von technischen Forschungsanstalten. Auf der Verlustliste stehen die Vertreibung und Verfolgung der jüdischen Forscher. Die Rolle der Forschung, insbesondere der Geisteswissenschaften oder der Rechtswissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität wird leider nicht weiter thematisiert.

Ausgehend von dem Schicksal Thomas Manns und dem gegen ihn gerichteten »Protest der Richard-Wagner-Stadt München«, u. a. von Hans Knappertsbusch und Richard Strauss unterschrieben, beschreibt Wolfgang Frühwald die Haltungen, die Gottfried Benn und Hans Carossa vor und nach 1945 eingenommen haben, wofür beide den Begriff »Doppelleben« verwendeten. Carossa hat seine Hilfe etwa für Alfred

Mombert und andere Verfolgte damit bezahlen müssen, dass er für das Regime kulturpolitische Funktionen übernehmen musste. Gerade bei Carossa warnt Frühwald deshalb vor einer »naiv-moralistisch urteilenden Nachwelt«, die solche Hilfsaktionen nicht gebührend würdigt.

Anselm Döring-Manteuffel geht in seinem Beitrag auf »Gründe und Abgründe des Schweigens. Kontinuitäten und Generationenerfahrungen nach dem Zweiten Weltkrieg« ein. Er untersucht die Erfahrungswelten der unterschiedlichen Generationen, vor allem die der zwischen 1895 und 1910 Geborenen, die bis in die 1970er Jahre noch im Berufsleben standen, aber bereits nach 1933, teilweise auch schon vorher, Karriere gemacht hatten. Was den Öffentlichen Dienst betraf, hatte das Bundesverfassungsgericht, dessen wichtige Rolle Döring-Manteuffel bei der Herausbildung des demokratischen und rechtsstaatlichen Bewusstseins in der jungen Bundesrepublik zu Recht hervorhebt, 1953 klar und deutlich entschieden, dass die Beamtenverhältnisse am 8. Mai 1945 erloschen seien, da, so das Bundesverfassungsgericht, das klassische rechtsstaatliche Beamtenverhältnis zwischen 1933 und 1945 »eine tiefgehende, sein Wesen berührende Umgestaltung erfahren« habe. Hier ist an den Schlussfolgerungen Döring-Manteuffels (541 und 609, Anm. 25) eine Korrektur anzubringen. Das Bundesverfassungsgericht hat sich damit keineswegs gegen die Bundesregierung gestellt, die von der Identität des Bundesrepublik mit den Deutschen Reich ausging, also gerade nicht, wie Döring-Manteuffel meint, die Theorie einer Rechtsnachfolge vertrat, da eine Rechtsnachfolge das Deutsche Reich und die BRD als zwei verschiedene Rechtssubjekte voraussetzt. In der Entscheidung zu den Beamtenverhältnissen hat das Bundesverfassungsgericht die Frage, ob das Deutsche Reich untergegangen war oder weiter bestanden hatte, offen gelassen, da dies im vorliegenden Fall nicht entscheidungserheblich war. Die Kapitulation der Wehrmacht habe aber auf jeden Fall zum Zusammenbruch des Staats

geführt. In späteren Entscheidungen bis hin zum Urteil über den Grundlagenvertrag hat das Gericht in Übereinstimmung mit der überwiegenden deutschen und internationalen Völkerrechtslehre klargestellt, dass das Deutsche Reich 1945 nicht untergegangen sei. Diese staats- und völkerrechtliche Identität der Bundesrepublik Deutschland mit dem Deutschen Reich ist bedeutsam für den von Döring-Manteuffel, aber auch von anderen Autoren unter Berufung auf Gustav Heinemann verwendeten Begriff der »Haftungsgemeinschaft«. Diese Haftungsgemeinschaft ist durch die staatsrechtliche Identität der Bundesrepublik Deutschland mit dem Deutschen Reich verfassungsrechtlich verankert. Das Gegenbeispiel ist die DDR, die anfänglich noch die Identitätstheorie vertrat, dann aber, sich als der vermeintlich moralisch bessere Teil Deutschlands fühlend, vollzog sie die staatsrechtliche Trennung zum Deutschen Reich und blockte damit zugleich mögliche Entschädigungs- und Restitutionsansprüche ab. Zutreffend qualifiziert Döring-Manteuffel den Umgang der DDR mit der NS-Vergangenheit als »Lebenslüge«.

Differenziert behandeln Thomas Brechenmacher und Harry Oelke »Kirchen, Konfessionen und ›Drittes Reich‹« und schildern dabei die unterschiedlichen Ausgangssituationen der beiden großen Kirchen. Die traditionelle Staatsnähe machte die evangelische Kirche anfällig für den Nationalsozialismus. Für die Kirchenleitungen beider Kirchen wurde es immer schwieriger, gegen die religionsfeindliche Politik der Nationalsozialisten zu opponieren. Es bleibt aber das Versagen beider Kirchen, den verbliebenen Handlungsspielraum nicht für ein Eintreten zu Gunsten der Verfolgten, insbesondere der Juden, voll ausgeschöpft zu haben. Das differenzierte Bild, das Brechenmacher und Oelke zeichnen, hätte man sich im Katalogteil für die Behandlung von Kardinal Faulhaber und Landesbischof Meiser gewünscht. Für Faulhaber liegt genügend an Forschungsliteratur vor. Ob die jetzt begonnene Edition seiner Tagebücher

wesentlich Neues bringt, wird sich erst noch zeigen. Zu Meisers Handeln als Landesbischof stehen entsprechende Forschungen zum großen Teil noch aus. Über Meiser dürfte das letzte Wort, wie immer es ausfallen mag, sicher noch nicht gesprochen worden sein.

Weitere Aufsätze widmen sich der »Gewalt und Gewalterfahrung im ›Dritten Reich‹« (Dietmar Süß), da Gewalt durchgängig »das Lebenselixier nationalsozialistischer Politik« war, und der »Privatheit« (Andreas Wirsching), die »in präzedenzloser Weise politisiert wurde.« Ulrich Herberths Beitrag zur »›Volksgemeinschaft‹: Gleichheit und Ungleichheit« zeigt auf, dass man eher von einer rassistischen Gesellschaft sprechen müsse, bei der die Ungleichheit das Bestimmende, schließlich zur Ausgrenzung und zur Vernichtung Führende war. Hingewiesen werde soll auch auf die Darstellung von »Widerstand und Regimeloyalität« von Jürgen Zarusky.

Das oben wiedergegebene Zitat über das Gelingen von Demokratie könnte auch die Schlussfolgerung des Aufsatzes von Lutz Raphael »Der Nationalsozialismus im Europa der Weltkriege« sein. Das italienische Vorbild, die autoritären Systeme, die in Ostmitteleuropa und Südosteuropa in der Zwischenkriegszeit entstanden, und der Bürgerkrieg in Spanien sind signifikant dafür, dass demokratische und rechtsstaatliche Einstellungen damals in Europa nicht selbstverständlich waren. Das NS-Regime überbot dann andere faschistisch und autoritär regierte Staaten durch »Massenmord, Terror und Gewaltentfesselung.«

Der Herausgeber Winfried Nerdinger unternimmt es, die Erinnerungskultur Münchens in ihrer Entwicklung zu beschreiben, wofür er in Anlehnung an ein Zitat von Thomas Mann den Titel »Der Umgang mit der ›zerlumpten Vergangenheit‹ Münchens« wählte. Nerdinger sieht diesen Umgang sehr kritisch. Man könnte aber, um zwei seiner Beispiele aufzugreifen, die Pläne, die Reste der sog. »Ehrentempel« am Königsplatz zu entfernen, nicht nur als »Ent-

sorgung der NS-Geschichte« sehen, sondern auch als Fortführung einer von der Besatzungsmacht als *damnatio memoriae* angeordneten Beseitigung dieser NS-Kultstätte. Ebenso ließe sich die Entfernung der aus der NS-Zeit stammenden Granitplatten auf dem Königsplatz auch als bewusste Distanzierung von der den Platz verunstaltenden NS-Planung ansehen. Hier wird jeder seine eigene persönliche Einschätzung haben. Aber es geht, wie oben aus dem Katalog zitiert wurde, darum, dass Form und Inhalte des Erinnerns strittig sein mögen, aber trotzdem ein Konsens über die notwendige öffentliche Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit besteht.

Die vier letzten Beiträge bieten gewissermaßen ein Resümee aus der Sicht von außen. Aus israelischer, amerikanischer, polnischer und französischer Sicht beantworten Moshe Zimmermann, Alan E. Steinweis, Włodzimierz Borodziej und Étienne François die Frage »Haben die Deutschen die Verantwortung für ihre NS-Vergangenheit übernommen?« Die differenzierten und persönlich gehaltenen Antworten bringen den Leser zum Nachdenken darüber, wie er die gestellte Frage selber beantwortet hätte.

Hans-Joachim Hecker, München

Peter Fassl/Otto Kettemann (Hg.): Mensch und Moor. Zur Geschichte der Moornutzung in Bayern. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, Kronburg-Illerbeuren: Zweckverband Schwäbisches Bauernhofmuseum Illerbeuren 2014

487 S., ISBN 978-3-931915-14-8, EUR 39,00

Zirka drei Prozent der Fläche Bayerns besteht aus Moorgebieten. Allerdings können von diesen etwa 223.000 Hektar nur (noch) knapp 9.000 als intakt angesehen werden (341). Dem Naturraum Moor, seiner Kultivierung und seiner wirtschaftlichen Nutzung widmet sich ein von Peter Fassl und Otto Kettemann heraus-

gegebener Sammelband, der als Katalog zur Ausstellung »Mensch und Moor« (13. 4. – 19. 10. 2014) des Schwäbischen Bauernhofmuseums Illerbeuren erschienen ist.

Insgesamt 30 Beiträge in zehn Kapiteln sowie eine Bibliografie beschäftigen sich – zumeist aus geschichts-, vereinzelt auch aus sprach- beziehungsweise umweltwissenschaftlicher Perspektive – mit den bayerischen Mooren. Der regionale Schwerpunkt liegt dabei auf Schwaben und Oberbayern, was angesichts dessen, dass sich hier mit Abstand die meisten der Moorgebiete in Bayern befinden, überzeugt.

Nach zwei unter der uninspirierten Kapitelüberschrift »Vorberichte« zusammengefassten Beiträgen – der eine von Otto Kettemann über die in Illerbeuren zu besichtigende »Torfwirtschaft Otto Hamp«, der andere von Peter Fassl über die »Verwertung der bayerischen Moore« (25) – wendet sich der Sammelband intensiv dem Thema Moorkultivierung zu. Das Hauptaugenmerk ist dabei auf der ab 1790 in Angriff genommenen Trockenlegung des Donaumooses zwischen Ingolstadt, Neuburg und Schrobenhausen gerichtet. In einem lesenswerten Aufsatz skizziert Friedrich Koch die wechselhafte Geschichte des Gebiets vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die Gründung von Siedlungen wie Karlshuld, Maxfeld oder Ludwigsmoos durch Kolonisten aus allen Teilen Bayerns war von Fehleinschätzungen und ökonomischen Problemen begleitet, sodass das Donaumoos bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts »den Charakter eines Notstandsgebietes« (58) angenommen hatte. Erst der Bau der Eisenbahn und neue Methoden zur landwirtschaftlichen Moornutzung trugen in der Gründerzeit zur Verbesserung der Situation in den Moorkolonien bei. In einem weiteren Beitrag mit Bezug zum Donaumoos beschäftigt sich Gisela Drossbach mit den Freiherren von Weveld und ihrer Haltung zur Moorkultivierung. Jedoch erschließt sich nicht, wieso dieser sehr spezielle, personenzentrierte und stark lokalgeschichtliche Aufsatz in den Ausstellungskatalog aufgenom-

men wurde – zumal nicht deutlich wird, ob und inwiefern sich die Erkenntnisse zu den Wevelds auf andere Akteure und Regionen übertragen lassen. Den Abschluss des Kapitels bildet ein Beitrag von Claus-Dieter Hotz über staatliche Institutionen, die maßgeblich zur Urbarmachung der Mooregebiete beitrugen – allen voran die Königlich Bayerische Moorkulturanstalt, die um die Wende zum 20. Jahrhundert zahlreiche Wirtschaftsstellen und Kulturstationen in den Mooren betrieb.

Der Nutzung des Torfs als Energieträger und als Blumenerde widmet sich ein weiteres Kapitel des Katalogs. Darin geht es um den Abbau des Rohstoffs im südlichen Oberbayern, die Augsburgener Torfausstellung von 1886, seine Verwendung als Brennstoff (am Beispiel der Stadt Augsburg) und um den industriellen Torfabbau im (württembergischen) Wurzacher Ried.

Mit verschiedenen Mooregebieten beschäftigt sich ein weiterer Abschnitt des Bands. Unter anderem geht Magdalena Feicht auf die Geschichte des Haspelmoors im Landkreis Fürstentfeldbruck ein, das seinen Namen vermutlich dem Bau der durch ihn verlaufende Eisenbahnstrecke zwischen Augsburg und München verdankt (153). Trassenbau und der Betrieb des »Bayerischen Torfstreu- und Mullwerks Haspelmoor« hatten schwere Eingriffe in das Moor zur Folge; erst das Ende des Torfabbaus (ca. 1958) und die Unterschutzstellung des Gebiets (vollumfänglich 1985) trugen dazu bei, dass sich das Haspelmoor langsam wieder regeneriert. Ein Manko des ansonsten guten Beitrags besteht in der Bebilderung mit teilweise vollkommen verpixelten sowie auch angesichts ihrer geringen Größe unleserlichen Grafiken und Karten.

Weitere Abschnitte des Katalogs beschäftigen sich mit der Arbeit und den Menschen im Moor. In diesen beiden Kapiteln findet sich unter anderem ein Beitrag von Otto Kettemann über die verschiedenen beim Torfabbau verwendeten Werkzeuge sowie ein Aufsatz von Corinna Malek zur Zwangsarbeit von Strafgefange-

nen, Kriegsgefangenen und KZ-Insassen bei Kultivierungsmaßnahmen. Ferner rekonstruiert Barbara Schmid anhand von Zeitzeugengesprächen, wie Frauen im Donaumoos in den 1950er- und 1960er-Jahren lebten.

Die von 1880 bis zum Ersten Weltkrieg bestehende Dachauer Künstlerkolonie steht im Mittelpunkt eines kurzweiligen und reichbilderten Aufsatzes von Elisabeth Boser. Die Autorin zeigt darin nicht nur auf, wie die Maler das Moor sahen, sondern macht auch deutlich, dass ihr Aufbruch in die Natur mit dem Ruf nach Landschaftsschutz einherging. Auf bayrische Topografie-Bezeichnungen mit Bezug auf Moore, Feuchtgebiete sowie Torfabbau geht Wolf-Armin Freiherr von Reitzenstein in seinem etymologischen Beitrag ein, der durch ein umfangreiches Verzeichnis entsprechender Ortsnamen und ihrer urkundlich belegten Varianten abgeschlossen wird.

Im darauffolgenden Kapitel »Flora, Fauna, CO₂« (313) sind mehrere Aufsätze sehr allgemein und ohne Bezug auf Bayern gehalten (»Moor und Ökologie«, 315; »Das Moor als Objekt des Naturschutzes«, 321; »Moorpolitik in Deutschland«, 337). Auch wenn abschließend zwei Beiträge Projekte zum Schutz von Mooregebieten in Schwaben vorstellen, wirkt die Thementauswahl doch recht beliebig. Eine stärkere Fokussierung auf Bayern und eine überblicksartige Darstellung der hiesigen Moorschutzmaßnahmen wäre genauso wie die historische Verortung entsprechender Bemühungen wünschenswert gewesen.

Bevor das Werk schließlich mit der von Corinna Malek zusammengetragenen ebenso umfang- wie hilfreichen Bibliografie sowie dem Anmerkungs- und Quellenverzeichnis endet (eine Auflistung der Beiträger samt Kurzbiografien fehlt leider), geht es unter dem Titel »Torf für alle Fälle« (373) um die verschiedenen Verwendungen von Torf. Neben der Nutzung als Kultursubstrat im Gartenbau, widmet sich das Kapitel dessen heilender und hygienischer Wirkung. Im historischen Präsens und teilweise

minutiös schildert Gudrun Thiel die Entstehung der Moorkur im württembergischen Wurzach und im schwäbischen Faulenbach (bei Füssen). Spätestens, wenn sich die Autorin mit den früheren Mooranwendung in einem der heute »luxuriösesten Wellnesshotels im Allgäu« (394) – das selbstredend namentlich genannt wird – befasst, erinnert der Sprachduktus eher an die Schilderung der Hausgeschichte in einem Werbeprospekt als an eine (populär-)wissenschaftliche Darstellung.

Trotz der sehr unterschiedlichen Qualität der Aufsätze, der genannten Mängel bei der Themenauswahl und der mitunter etwas willkürlich wirkenden Gliederung des Bands erfährt der Leser des Ausstellungskatalogs viel Wissenswertes zum Thema Moor – etwa (um nur ein Beispiel zu nennen), dass die bayerischen Staatsbahnen zwischen 1846 und den 1870er-Jahren mit Torf befeuert wurden und dafür überall an den Trassen Torfmagazine angelegt wurden (31). Gleichwohl ist festzuhalten, dass sich das Buch eher an eine breite Leserschaft weniger als an ein geschichtswissenschaftliches Fachpublikum richtet. Zumindest einige der genannten Aufsätze sowie die Bibliografie zur thematisch einschlägigen Literatur und zu gedruckten Quellen bieten wichtige Erkenntnisse und dürften als Ausgangspunkt für weitere Forschungen hilfreich sein.

Jörn Retterath, München

Kreisverein für Heimatschutz und Denkmalpflege Landkreis Erding e.V.: Johann Georg von Dillis, Familie – Leben – Schaffen, Erding 2015

288 S., über 200 Abb.; ISBN 978-3-00-049634-9, 23 EUR

Im Frühsommer 2015 erschien ein überraschend umfangreicher Band über den Geistlichen und Maler Johann Georg von Dillis (1759 – 1841). War man angesichts der bereits vorhandenen, wissenschaftlich keineswegs veralteten Literatur

darüber zunächst etwas erstaunt, so erschließt sich der Grund dafür schon beim ersten Durchblättern – es geht in erster Linie um den Bezug des Künstlers zu seinem Herkunftsort und seiner Familie.

2009 hatte in Schwindkirchen bei Dorfen zum 200. Geburtstag von Dillis eine Festwoche mit Ausstellung, Werkbetrachtungen etc. stattgefunden, die so viel Interesse fand, dass deren Organisatoren beschlossen, sich weiterhin mit Dillis und seinen heimatischen Wurzeln zu befassen und die Ergebnisse einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Neben den sechs aus dem Dorfer Raum stammenden Mitgliedern der Arbeitsgruppe »Dillis«, die keineswegs alle aus einschlägigen Berufsfeldern kommen, wurden auch fünf externe Autoren gewonnen, darunter ein Mitglied der Familie Dillis sowie die Kunsthistorikerinnen und Dillis-Kennerinnen Dr. Barbara Hartwig und Dr. Christiane Schachtner; letztere hat erst jüngst zu den Reisetagebüchern des Künstlers promoviert.

Der reich illustrierte neue Band fasst die Ergebnisse mehrjähriger Lokalforschung zusammen, die eine Menge bisher unbekannter Details ans Licht bringen konnte. Selbst der Herkunftsort des Künstlers, der in der älteren Literatur stets mit »Grüngiebing« angegeben wird, war zu revidieren; künftig gebührt diese Ehre Gmain bei Schwindkirchen, einer Einöde östlich von Dorfen/Lkr. Erding. Dieses eher spezielle Detail mag dennoch als Beweis dafür gelten, dass auch vermeintlich gründlich bearbeitete Themen noch immer Spielraum für weitere Forschungen bieten bzw. sogar hin und wieder einer Neuüberprüfung bedürfen.

Insgesamt ist ein umfangreiches Buch entstanden, das mit dem Hauptwerk grundsätzlich bekannt macht, sich zugleich aber auch ausgewählten Detailfragen intensiv widmet. Neben allgemeineren Themen – Norbert Göttler beschreibt »die Welt des Johann Georg Dillis«, die zwischen Barock, Absolutismus und Aufklärung angesiedelt ist; Barbara Hardtwig befasst sich

mit der Freilichtmalerei um 1800; Anton Empl schildert Dillis' Akademie-Tätigkeit; Albrecht A. Gribl beschreibt Dillis' volkskundliche Ambitionen; Michael Jank stellt Dillis' Wolkenstudien in den Kontext der Zeit – widmen sich eine Vielzahl von Beiträgen den privateren Aspekten: So verortet Alois Lehrhuber den Künstler in seiner nicht eben kleinen Familie («Versuch eines Porträts» und »J. G. v. Dillis – Herkunft, Familie, Vorfahren») und macht deutlich, wie stark ihn die Kindheit im Forsthaus prägte. Franz Wimmer stellt »Haus und Anwesen der Familie Dillis« vor und illustriert seinen Beitrag nicht nur mit historisch-künstlerischen Abbildungen, sondern auch mit aktuellen Fotos. Claudia Denk befasst sich mit dem »Grabmal des ‚Hochwürden Georg von Dillis‘« im Alten Südlichen Friedhof in München, das einst auf dessen »Doppelfunktion« als Theologe und berühmter Maler verwies und sich heute als Doppelstele für ihn und seinen ebenfalls malenden Neffen Cantius darstellt. Und schließlich sei noch erwähnt, dass im Anhang Dillis' vollständige Autobiografie reproduziert, zeilen genau transkribiert und mit Anmerkungen erschlossen ist.

Von besonderem Interesse ist der umfangreiche Bildteil mit zumeist erstmals publizierten Dillis-Arbeiten in unterschiedlichen Techniken (Bleistift, Aquarell, Druckgrafik, Ölbild), der eine Reise zu zahlreichen Örtlichkeiten zwischen Erding und München ermöglicht; auch hier werden immer wieder durch aktuelle Fotos Bezüge zur Gegenwart hergestellt.

Dass ein Großteil der im Buch veröffentlichten Dillis-Arbeiten dem Historischen Verein von Oberbayern gehört, dürften die meisten Leser nicht wahrnehmen, da darauf leider nur an ganz versteckter Stelle (220, 240) hingewiesen wird. Tatsächlich umfasst der vom Verein 1896 direkt von der Familie Dillis erworbene Bestand rund 8.000 Zeichnungen und 40 Skizzenbücher; sie befinden sich seit 1996 als Dauerleihgabe in der Städtischen Galerie im Lenbachhaus. Alle mit dem Nachweis »SGL«

gekennzeichneten Abbildungen sind somit Vereinsbesitz.

Das vorliegende Buch ist ein gutes Beispiel dafür, wie lohnend intensive Detailarbeit ist. Es entstand eine gut recherchierte und ansprechend gestaltete Publikation, die bisher unbekannte kulturelle Aspekte in der Region Erding beleuchtet. Sie ist damit eine wichtige Ergänzung zur bisherigen Dillis-Literatur. Zugleich ist der Band aber auch ein Exempel dafür, wie schwierig es heutzutage ist, inhaltlich etwas speziellere Publikationen herauszugeben, wenn das notwendige Budget fehlt. Im vorliegenden Fall war kein renommierter Verlag in Oberbayern für das Projekt zu gewinnen, da die Autoren (!) kein Geld mitbringen konnten und die zu erwartende Verkaufszahl als eher niedrig eingeschätzt wurde (7). Doch überzeugt von ihrer Mission gab die Schwindkirchener Arbeitsgruppe nicht auf und gewann schließlich den zuständigen Landrat, der eine Kostenübernahme durch den (vom Landkreis geführten) Kreisverein für Heimatschutz und Denkmalpflege Landkreis Erding e.V. zusagte; im Gegenzug erklärte sich die ehrenamtlich tätige Schwindkirchener Projektgruppe bereit, alle Layout- und Setzarbeiten zu übernehmen. Dass das Projekt auf diese Weise schließlich zu einem guten Ende kam, ist erfreulich, doch das geschilderte Phänomen an sich ist bedenklich. Tatsächlich ist es mittlerweile leider nur allzu üblich, dass geisteswissenschaftliche Forschungs- und Publikationstätigkeiten nicht oder allenfalls minimal honoriert werden. Doch wie sollen die Berufsfelder »Geschichte« / »Kunstgeschichte« eigentlich langfristig weiterexistieren, wenn dort überwiegend »ehrenamtlich« gearbeitet werden muss? Wenn für Verleger nur noch Umsatz und Gewinn versprechende »Mainstream«-Themen interessant sind, werden »kleine, aber feine« Sujets künftig keine Chance mehr haben, was einen eminenten Verlust für die Forschenden, aber auch für den anspruchsvolleren Leser bedeuten würde. Der hier geschilderte lobenswerte Einsatz der Schwindkirchner Gruppe ist deshalb für die

Rezensentin ein weiteres Argument, das Buch zu empfehlen.

Brigitte Huber, München

Alice Arnold-Becker (hg. im Auftrag der Stadt Friedberg): Friedberg. Grenzstadt am Lech Friedberg: Likias Verlag 2014

127 S., ISBN 978-3-9817006-0-2, EUR 19,80

Der von der Herausgeberin betreute Sammelband vereinigt in sich die Beiträge zum gleichnamigen Symposium, das die Stadt Friedberg anlässlich ihres 750. Stadtjubiläums am 8. Februar 2014 im Friedberger Herzogsschloss veranstaltete und an dem namhafte Landeshistoriker teilnahmen. Wie im Titel angedeutet, standen im Mittelpunkt des Symposiums Fragen nach den konstitutiven Merkmalen der Grenzsituation der Stadt, aber auch nach der überregionalen Einbindung von Grensräumen und nach deren Austausch- und Transformationsmöglichkeiten. Diese überregionale Betrachtungsweise wird, das sei vorweg angemerkt, im vorliegenden Tagungsband nicht durchgängig eingehalten.

Der zeitliche und thematische Rahmen ist weit gespannt und beginnt mit einem Beitrag von Bernd Paffgen über die Frühgeschichte der Stadt, basierend auf einer umfassenden Auswertung archäologischer Befunde östlich und westlich des Lechs (Frühgeschichte und Gründung. Die Grenzstadt Friedberg aus archäologischer Sicht, 10 – 35). Eine »alamannisch-bajuwarische Stammesgrenze« am Lech kann demnach bis in das 7. Jahrhundert hinein nicht festgestellt werden. Die Bodenbefunde geben keine Hinweise auf gesonderte kulturelle und politische Prägungen beiderseits des Flusses. Erst in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts bildete sich unter den Merovingern, initiiert von einer aktiven Rodungspolitik des bajuwarischen Herzogs, eine Grenzsituation am Friedberger Lechrain heraus. Im zweiten Teil des Beitrags folgt eine fundierte umfassende Auseinandersetzung mit den herrschaftspolitischen und raumplanerischen Über-

legungen, die zur Gründung der wittelsbachisch-konradinischen Stadt im Jahr 1264 führten.

Alois Schmid befasst sich noch einmal mit den Bedingungen der Stadtgründung und bezieht überregionale und vergleichende Aspekte der europäischen Stadtgeschichte mit ein (Die Anfänge der Stadt Friedberg, 36 – 51). Ein wenig schade ist, dass er die grundlegenden und schlüssigen neuen Überlegungen von Paffgen über eine ursprünglich größer geplante Stadtanlage nicht in seine Diskussion der Stadtwerdung einbezieht. Expansive herrschaftliche Tendenzen im Augsburger Raum in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts motivierten schließlich den bayerischen Herzog Ludwig II., die Westgrenze des Herrschaftsbereichs mit einer späten Stadtgründung abzusichern, was zu einem weiteren Ausbau der linearen Grenze am Lech führte.

Die Rolle Friedbergs im konfessionellen Zeitalter untersucht Dieter J. Weiß (Konfessionsgrenze? Friedberg im Zeitalter von Reformation und katholischer Reform, 52 – 65). Angesichts der prononciert katholischen Position der bayerischen Herzöge kommt er zu dem wenig überraschenden Befund, dass die kirchengeschichtliche Entwicklung der Stadt Friedberg »unspektakulär« verlief und vergleichbar der in anderen bayerischen Landstädten und Märkten. Wenn man so will auch eine Aussage dahingehend, dass bei strengem landesherrlichem Kirchenregiment die Grenzlage eher dazu führte, als Bollwerk der Orthodoxie zu dienen. Mit der Ansiedlung der Jesuiten im Jahr 1588 setzte Herzog Wilhelm V. gegenüber der Reichsstadt Augsburg auch ein deutliches Zeichen.

Die Stadtentwicklung zwischen dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und dem Jahr 1848 nimmt Wolfgang Wüst ins Blickfeld (Grenzsituation als Chance. Die politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung Friedbergs 1648 – 1848, 66 – 83). Als Grundkonstante für die Stadtentwicklung gilt dabei die Nähe zur Reichs- und späteren Regierungshauptstadt Augsburg, wobei man sich über das Paradebei-

spiel der Friedberger Uhrmacher hinaus weitere Beispiele für einen gelungenen, vielleicht aber auch misslungenen oder verhinderten wirtschaftlichen Austausch- und Transformationsprozess gewünscht hätte. Das die Friedberger Kleinuhrmacher von den Niederlassungsbeschränkungen der Augsburger Zunft Herren profitierten ist offensichtlich. Kann man aber wirklich sagen, dass die territoriale Grenze auch für andere Gewerbe kein Hemmschuh war und gar eine »offene Grenze« propagieren, die natürlich für das Fuhrwerkgewerbe und den unter merkantilistischen Ansichten auch staatlich gewollten Getreideexport nach Augsburg bestand? Hier wären noch weitere Einzeluntersuchungen zu überterritorialen Handels-, Institutionen- und Personenbeziehungen im Raum Friedberg zu leisten.

Die nächsten Autoren nehmen den grenzüberschreitenden Diskurs wieder auf. Nach der Ausweitung des bayerischen Territoriums bis zur Iller zu Beginn des 19. Jahrhunderts fand sich Friedberg plötzlich als Binnenmarkt wieder und verlor seine privilegierte Stellung als Grenzstadt. Der Lech sollte im »langen 19. Jahrhundert« nach dem Verschwinden der politischen Grenze weitgehend nur noch als Hemmnis für weitgreifende Infrastrukturmaßnahmen wahrgenommen werden. Die Eisenbahn wollten jedoch in Jahren des wirtschaftlichen Niedergangs Magistrat und jene Gewerbetreibenden, die bisher noch vom Durchgangsverkehr profitierten, nicht als Fortschritt sehen, sondern eher als ein Verkehrsmittel, das die Verkehrsströme an der Stadt vorbei nach Augsburg lenkte. Mit »Errichtung fraglicher Eisenbahn« von München nach Augsburg im Jahr 1835 drohe der endgültige Untergang der meisten Gewerbe. Einen Anschluss an das Eisenbahnnetz lehnte man daher vehement ab. Martin Ott nimmt diese spezifisch friedbergische Situation als Ausgangspunkt für eine umfassende und fundierte Untersuchung zur Rolle des Verkehrsmittels Bahn im Raum Friedberg bis in die jüngste Zeit herauf, wobei er kommunal-, landes- und bun-

despolitische Erwägungen mit einbezieht (Eisenbahn als Bedrohung oder Chance? Friedberg in der bayerischen Verkehrsgeografie des 19. und 20. Jahrhunderts, 84 – 103). Die bayerische Regierung wie auch der in einer Petition direkt damit befasste König Ludwig I lehnten im Jahr 1835 natürlich das Ansinnen des Magistrats und der Gewerbetreibenden ab. Im Jahr 1840 rollte die Eisenbahn dann an Friedberg vorbei, was aber umgehend zu einem Wandel in der magistratischen Politik führte: Von nun an betrieb man den Anschluss an das Eisenbahnnetz, unterstützte den Bau der 1875 eröffneten Paartalbahn von Augsburg nach Ingolstadt und erhielt dabei auch noch einen Bahnhof. Dass die Eisenbahnverwaltung das Gebäude wegen der zu erwartenden Ausflügler aus Richtung Augsburg mit einem »erweiterten Perrondach« ausstattete, spricht für die Weitsicht der damaligen Beamten. Die zunehmende Verbreitung des Individualverkehrs wie auch Streckenstilllegungspläne der Bahn gefährdeten in den 1960er und 1970er Jahren auch den Erhalt der Paartalbahn, der aber durch ein breites Protestbündnis der Anrainerkommunen wie auch durch eine geänderte, nun stärker an Umweltfragen ausgerichteten Verkehrspolitik in den 1980er Jahren gesichert werden konnte. Friedberg ist nun Teil einer vollständig integrierten Verkehrsregion zu beiden Seiten des Flusses, der die traditionelle Grenze am Lech hat vollständig verschwinden lassen.

Den Abschluss des Bandes bildet ein Beitrag von Marita Krauss zu Migrationsbewegungen der jüngeren Geschichte und ihre Auswirkungen auf die Stadt (Zuzug, Integration, Identität. Bayern, Friedberg und der Wandel nach 1945, 104 – 115). Sie konnte sich dabei auf die an ihrem Augsburger Lehrstuhl durchgeführten umfangreichen Forschungen und Zeitzeugenbefragungen der letzten Jahre stützen und so quellengestützte Ergebnisse darstellen. Evakuierte und dann ab dem Februar 1946 die in großer Zahl in Friedberg gelandeten Heimatvertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten fanden

in Friedberg eine schwierige Situation vor, die von einer stetig vorhandenen Mangelsituation wie von einer unsicheren Nachkriegswirklichkeit geprägt war. Die meisten Zuzügler unternahmen jedoch große Anstrengungen, um wieder den Anschluss an frühere wirtschaftliche Verhältnisse zu finden. Viele waren in höchstem Maße »aufstiegsorientiert«. Es sollte aber einige Jahre dauern, bis die ortsansässige Bevölkerung die »Sozialtüchtigkeit« der allgemein als »Flüchtlinge« benannten Zuzügler schätzen lernte. Insgesamt jedoch kann durchweg von einer erfolgreichen Integration der Heimatvertriebenen gesprochen werden, die bei den ab 1955 ins Land gekommenen »Gastarbeitern« in unterschiedlicher Weise und aufgrund weniger positiver Integrationskriterien oftmals nur in geringem Umfang gelingen konnte. So bildeten in den 1970er Jahren in Zeiten verwahrlosender Alt- und Innenstädte in Friedberg vor allem Rentner und Ausländer die Wohnbevölkerung der Altstadt. Angesichts neuer Flüchtlingsströme bleibt jedoch die Erkenntnis: Zuwanderung ist ein dynamischer Prozess und bietet große Chancen für Migranten und Migrantinnen.

Anton Löffelmeier, München

Weitere der Schriftleitung zugegangene
Publikationen

Katharina Kagerer: Jacob Balde und die bayerische Historiographie unter Kurfürst Maximilian I. Ein Kommentar zur Traum-Ode (*Silvae* 7,15) und zur Interpretatio Somnii, München: Utz Verlag 2014
763 S., ISBN 978-3-831-64179-6

Hannelore Putz: Die Leidenschaft des Königs. Ludwig I. und die Kunst
München: C.H. Beck Verlag 2014
224 S., ISBN 978-3-406-67015-2

Franz Meußdoerffer / Martin Zarnkoff: Das Bier, Eine Geschichte von Hopfen und Malz, München: C.H. Beck Verlag 2014
128 S., ISBN 978-3-406-66667-4

Theodor Häußler: Bayerische Seide.
Ein schöner Traum
Regensburg: Pustet Verlag
184 S., ISBN 978-3-7917-2629-8

Albert Schuhbauer: Dokumente zur Geschichte von Wessling, Oberpfaffenhofen, Hochstadt, Ettenhofen. Siedlungsgeschichte von Hochstadt. Von der Bronzezeit bis ins 14. Jahrhundert
Selbstverlag 2015